

Dokumentation

Thementage der Berufsgruppen

Ein Tag mit der Präses

Vorwort	2
Erzieher*innen	4
Diakon*innen	8
Verwaltungsmitarbeiter*innen	25
Gemeindepädagog*innen	29
Küster*innen	37
Kirchenmusiker*innen.....	43

Denn wie der Leib einer ist und hat doch viele Glieder, alle Glieder des Leibes aber, obwohl sie viele sind, doch ein Leib sind: so auch Christus. Denn wir sind durch einen Geist alle zu einem Leib getauft, wir seien Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie, und sind alle mit einem Geist getränkt. Denn auch der Leib ist nicht ein Glied, sondern viele. Wenn nun der Fuß spräche: Ich bin keine Hand, darum gehöre ich nicht zum Leib!, gehört er deshalb etwa nicht zum Leib? Und wenn das Ohr spräche: Ich bin kein Auge, darum gehöre ich nicht zum Leib!, gehört es deshalb etwa nicht zum Leib? Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? Wenn er ganz Gehör wäre, wo bliebe der Geruch? Nun aber hat Gott die Glieder eingesetzt, ein jedes von ihnen im Leib, so wie er gewollt hat. Wenn aber alle Glieder ein Glied wären, wo bliebe der Leib? Nun aber sind es viele Glieder, aber der Leib ist einer. [...] Und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit. Ihr aber seid der Leib Christi und jeder Einzelne ein Glied.

1. Korinther 12,12–27 (in Auszügen)



Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Schwestern und Brüder,

im Jahr 2015 hat die Landessynode den Diskussionsprozess „Das Pfarramt in der Dienstgemeinschaft unserer Kirche“ angestoßen, um das Pfarramt sowie unsere weiteren kirchlichen Berufsfelder zu stärken und eine Klärung über das Verhältnis der Professionen zueinander voranzubringen. Nach intensiven Begegnungen mit den Pfarrerinnen und Pfarrern unserer Landeskirche, wegweisenden Gesprächen und theologischen Debatten über das Profil und die Rolle des Pfarrdienstes im Zusammenspiel der kirchlichen Berufsgruppen und im Verhältnis zum Ehrenamt kam der Prozess auf der Landessynode 2017 zu seinem vorläufigen Abschluss. Im Schlussbericht haben wir unterstrichen, dass „der Pfarrdienst in reformatorischer Tradition als öffentliches Amt eine nicht substituierbare oder vertretbare Sonderstellung“¹ einnimmt. Das Amt der Pfarrerin und des Pfarrers ist und bleibt für unsere Kirche nach außen wie nach innen zentral.

¹ Abschließender Bericht über den Prozess:
„Das Pfarramt in der Dienstgemeinschaft unserer Kirche“, 26.

Zugleich haben wir mit demselben Nachdruck festgehalten, dass der Pfarrdienst „für und in der Gemeinschaft mit allen anderen Ämtern und Diensten“ in unserer Kirche steht. Sie bilden „gleichermaßen die Einheit der Kirche wie die Verschiedenheit der Aufgaben und Gaben der Gläubigen ab“ und sind für uns ebenso wenig verzichtbar. Mit guten Gründen haben wir – trotz seiner belasteten Geschichte – am Begriff der „Dienstgemeinschaft“ für unser Zusammenwirken und Zusammenarbeiten festgehalten. Darin spiegelt sich unsere reformatorische Überzeugung, dass alle Christinnen und Christen auf Grund der Taufe zum Zeugnis und Dienst in der Welt berufen sind. Diesem Auftrag dienen die verschiedenen Ämter und Dienste in unserer Kirche und in seinem Interesse sind wir „Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kirche zu vertrauensvoller Zusammenarbeit“ gerufen. So hält es unsere westfälische Kirchenordnung in Art. 18 fest.

Vor diesem Hintergrund ist deutlich, dass der Diskurs mit den Pfarrerrinnen und Pfarrern unserer Landeskirche nur der erste Schritt im Klärungsprozess über das Verhältnis der Professionen zueinander sein konnte, aus dem ein weiterer folgen würde. Diesen zweiten Schritt sind wir in den Jahren 2018 und 2019 gegangen. Gemeinsam mit kleinen Delegationen aus Kirchenleitung und Landeskirchenamt habe ich das Gespräch mit Vertreterinnen und Vertretern der so genannten „anderen“ Berufsgruppen gesucht und zu Begegnungstagungen eingeladen: mit unseren Erzieherinnen und Erziehern, Diakoninnen und Diakonen, Verwaltungsmitarbeitenden, Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen, Küsterinnen und Küstern, Hausmeisterinnen und Hausmeistern, Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusikern.

Die Begegnungstagungen wurden von der Landeskirche ausgerichtet. Für die inhaltliche Gestaltung sorgten die Berufsgruppen selbst, die „ihren“ Tag nach ihren Vorstellungen und jeweils mit großer Kreativität und Sorgfalt, mit hohem Engagement und individuellem Einsatz vorbereitet haben. Ich danke allen, die an der Planung und Durchführung beteiligt waren, und ebenso allen, die meiner Einladung gefolgt sind und sich mit ihren Beiträgen, Fragen und Einwänden eingebracht haben. Alle sechs Veranstaltungen sind mir mit ihrem jeweils ganz eigenen Charakter

in nachhaltig guter Erinnerung. Unsere Begegnungen haben mir einmal mehr gezeigt, wie unverzichtbar es ist, in den direkten persönlichen Austausch miteinander zu treten, voneinander zu hören und dabei die hohe Verbundenheit und Identifikation unserer Mitarbeitenden mit ihrer Kirche zu spüren. Das ist alles andere als selbstverständlich und ein starkes Kapital, das es sorgsam zu pflegen und zu bewahren gilt.

Die vorliegende Digitaldokumentation bietet einen lebendigen Eindruck vom Verlauf der zweiten Phase der Berufsgruppengespräche, von den Inhalten, Stimmen und Stimmungen unserer Begegnungen. Vertreterinnen und Vertreter der Berufsgruppen haben die jeweiligen Kapitel inhaltlich gestaltet und zusammengestellt. Gezielt haben wir uns dafür entschieden, möglichst viele der Stimmen im Originalton aufzunehmen und für sich stehen zu lassen. Auf diese Weise finden sowohl die positiven Stimmungen als auch manche Verstimmtheiten Ausdruck und geben einen authentischen Einblick in unsere Gespräche. Mit der vorliegenden Dokumentation und der zweiten Gesprächsphase haben wir ein weiteres wichtiges Etappenziel erreicht. Mit den Erfahrungen und Ergebnissen aus den vergangenen Klärungsprozessen befinden wir uns derzeit in den Vorbereitungen auf eine dritte und vorerst letzte Begegnungsphase, in der wir die verschiedenen kirchlichen Berufsgruppen in geeigneter Weise miteinander ins Gespräch bringen wollen.

Ich bin zuversichtlich, dass dieser Gesprächs- und Begegnungsprozess die Dienstgemeinschaft innerhalb unserer Kirche nachhaltig stärken wird. Allen Beteiligten danke ich dafür, dass sie sich auf diesen Prozess eingelassen haben und ihn mit ihren Gaben und aus ihren je eigenen Blickwinkeln auf unsere Kirche mitgestalten.



Annette Kurschus
Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen

Bielefeld im November 2019

„Da passiert Weitergabe des Glaubens“

Inhalt

1. Bericht	5
2. Präsentation der Ergebnisse zu den thematischen Impulsen aus den Murmelgruppen	5
Was macht das evangelische Profil einer KiTa aus?	5
Was erleben Sie in Ihrem KiTa-Alltag als bereichernd für Ihre Arbeit?	6
Welchen Stellenwert haben nach Ihrer Meinung die KiTas für Kirchengemeinde, Kirchenkreis und Landeskirche? Welchen Stellenwert könnten oder sollten sie haben?	6
Demokratie lernen in der KiTa. Welche Bedeutung haben evangelische KiTas für unsere Gesellschaft?	6
Von der Kindergärtnerin zur Bildungsbegleiterin. Was heißt das heute?	7

1. Bericht

„Da passiert Weitergabe des Glaubens“

Dienstgemeinschaft: Präses Kurschus diskutiert mit Erzieherinnen und Erziehern

„Wir brauchen Ihre pädagogische Kompetenz ganz dringend in der Kirche.“ Das hat Annette Kurschus, Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen, vor rund 50 Erzieherinnen und Erziehern in Bielefeld betont.

In Zeiten, wo an religiöser Sozialisation immer weniger vorausgesetzt werden könne, werde die Arbeit in evangelischen Tageseinrichtungen für Kinder umso kostbarer. „Was Sie jeden Tag tun, das wird Früchte tragen“, motivierte die Präses die Expertinnen und Experten aus den evangelischen Kindergärten. Kurschus: „Seien Sie darauf gefasst, dass Gott Ihrer täglichen Saat Ernte verheißt hat.“

Sabine Prott, Leiterin des Geschäftsfeldes „Tageseinrichtungen für Kinder“ bei der Diakonie RWL, fasste die aktuelle Lage der evangelischen Kitas zusammen und erntete dafür den Applaus der Anwesenden: „Hochengagierte Fachkräfte tun Tag für Tag das Beste für die Kinder und versuchen gleichzeitig, widrige Rahmenbedingungen zu kompensieren.“ Dazu zählten neben einer permanenten Unterfinanzierung auch eine angespannte Personalsituation.

Daneben sei die Bedeutung der frühkindlichen Bildung in den vergangenen Jahren deutlich gestiegen und mit ihr die Verantwortung, der sich Erzieherinnen und Erzieher in den Kitas als erste Stufe im Bildungssystem ausgesetzt

sehen. Schließlich seien die Mitarbeitenden einem ständigen Wandel, einer permanenten Weiterentwicklung unterworfen.

Oberkirchenrätin Doris Damke bezeichnete Kindergärten als die „präsentesten Einrichtungen der Kirchengemeinden“. Damke: „Da passiert Weitergabe des Glaubens. Das, was an anderen Stellen oft ausfällt.“ Kindergärten seien zudem Orte, an denen gemeinschaftliches Leben eingeübt werde. Erzieherinnen und Erzieher trügen deshalb „in erheblichem Maß zur Gestalt und Gestaltung der Gesellschaft bei“.

Im Verlauf des Tages hatten die Erzieherinnen und Erzieher Gelegenheit, mit Präses Annette Kurschus ins Gespräch zu kommen. Und die Präses diskutierte munter mit und hörte aufmerksam zu. Denn deshalb hatte sie eingeladen: um sich in Sachen Kindergarten auf den aktuellen Stand bringen zu lassen und die Sorgen und Nöte dieser Berufsgruppe wahrzunehmen.

Am Nachmittag wurden zwei „Good practise“-Beispiele vorgestellt: die Kita Uphoff aus Hamm und das Netzwerk für Familien aus Herne. Beide sind in diesem Jahr mit dem deutschen Kita-Preis ausgezeichnet worden.

Nach dem Prozess „Das Pfarramt in der Dienstgemeinschaft unserer Kirche“ bildet das Treffen mit den Erzieherinnen und Erziehern den Auftakt einer Reihe von Gesprächen, die Präses Annette Kurschus mit anderen Berufsgruppen führen wird.

Derzeit gibt es 906 evangelische Kitas in Westfalen, von denen 647 integrativ arbeiten. Sie werden von 57.781 Kindern zwischen 5 Monaten und der Einschulung besucht, die dabei von 8300 Erzieherinnen und Erziehern betreut werden. Von den 906 Kindergärten befinden sich aktuell 495 im Qualitätsentwicklungsverfahren. 319 Kitas haben bereits das Evangelische Gütesiegel BETA erhalten.

2. Präsentation der Ergebnisse zu den thematischen Impulsen aus den Murmelgruppen

Was macht das evangelische Profil einer KiTa aus?

- Es besteht ein Spannungsfeld zwischen dem evangelischen Profil und den (finanziellen) Rahmenbedingungen. Der hohe Anspruch kann oft aufgrund der personellen Besetzung und/oder finanziell begrenzter Mittel nicht umgesetzt werden. Oft steht somit der Alltag der Umsetzung von Ideen und Wünschen im Wege.
- Aufgrund der kirchlichen und christlichen Bindung handeln die Mitarbeitenden in besonderer Weise hochverantwortlich.
- In der täglichen Arbeit spiegelt sich der persönliche Glaube der Erzieherinnen/Erzieher, den sie in ihren Handlungen und Äußerungen vermitteln. Dadurch stellen sie ein Gegenüber – im besten Fall ein Vorbild – dar und regen die Kinder dazu an, über ihren eigenen Glauben zu reden und im Rahmen ihres Entwicklungsstandes darüber nachzudenken.

Was erleben Sie in Ihrem KiTa-Alltag als bereichernd für Ihre Arbeit?

- Die Arbeit als Erzieherin/Erzieher benötigt die ganze Person. Die eigenen individuellen Ressourcen können in die Arbeit eingebracht und ausgelebt werden.
- Die Arbeit mit den Kindern ist nicht planbar. Jedes Kind hat seine eigene Persönlichkeit. Diese Vielfalt und Unterschiedlichkeit stellt eine besondere Herausforderung dar, für die die Erzieherinnen und Erzieher belohnt werden, wenn sie das Vertrauen der Kinder geschenkt bekommen.
- Die Eltern vertrauen den Erzieherinnen und Erziehern ihre Kinder an. Dieser Verantwortung und deren Bedeutung sind sich die Erzieherinnen und Erziehern bewusst. Wenn sie dann die Wertschätzung für die erbrachte Arbeit von den Eltern erhalten, stellt dies einen großen Mehrwert dar.

Welchen Stellenwert haben nach Ihrer Meinung die KiTas für Kirchengemeinde, Kirchenkreis und Landeskirche? Welchen Stellenwert könnten oder sollten sie haben?

- Die personelle Präsenz von Menschen, die mit der Kirche identifiziert werden (Pfarrr*in, Kindergartenpresbyter*innen, Erzieher*innen) in der KiTa schafft Bindung zur Gemeinde/Kirche.
- Die KiTa stellt die entscheidende Stelle für den Gemeindeaufbau dar. Hier beginnt die Kirchenbindung. Die ev. KiTa trägt dazu bei, dass kirchliche Bindung und Gemeinschaft auf allen Ebenen stattfindet.
- Im Alltag nehmen die Erzieherinnen und Erzieher durchaus die Wertschätzung der Kirche für ihre tagtägliche Arbeit wahr. Dies steht allerdings im Widerspruch dazu, dass immer wieder einschneidende Entscheidungen getroffen werden, bei denen nur die Finanzierung in den Blick genommen wird und die Menschen scheinbar keine Rolle spielen. Dies wird als demotivierend wahrgenommen.

Demokratie lernen in der KiTa. Welche Bedeutung haben evangelische KiTas für unsere Gesellschaft?

- In der KiTa werden die Grundlagen der Demokratie vermittelt. Dies erfolgt in verschiedenen Dimensionen: zum einen durch die Sprache und den achtsamen Umgang mit Formulierungen; weiterhin durch Informationsvermittlung, die Teilhabe der Kinder – gemäß ihrem Entwicklungsstand – an Entscheidungen im Alltag und die Förderung der emotionalen Stärke der Kinder.
- Es werden durch das Kinderparlament und Wahlmöglichkeiten demokratische Strukturen in den KiTas geschaffen.
- Die Kinder werden in ihrer Persönlichkeit gestärkt, indem sie zur Diskussion angeregt werden, den Alltag mitgestalten, Verantwortung übernehmen und Toleranz sowie Respekt gegenüber anderen zeigen.

Von der Kindergärtnerin zur Bildungsbegleiterin. Was heißt das heute?

- Die gesellschaftlichen Bedingungen wandeln sich. So werden Bildungs- und Erziehungsaufgaben nicht mehr in der Familie wahrgenommen. Dies hat unterschiedliche Gründe, die von der mangelnden persönlichen Fähigkeit der Eltern über die zunehmende Anzahl Alleinerziehender bis zu den geänderten Arbeitsbedingungen (zum Beispiel beide Elternteile sind berufstätig) reichen. Daher gewinnt die Begleitung der Kinder, aber auch der Familien, insgesamt an Bedeutung.
- Auch die rechtlichen Rahmenbedingungen der Kindergartenarbeit haben sich in den letzten Jahrzehnten dramatisch verändert. So wurde das 1971 eingeführte Kindergartengesetz (KGG) 1992 durch das Gesetz über Tageseinrichtungen für Kinder (GTK) ersetzt, bis 2008 das Gesetz zur frühen Bildung und Förderung von Kindern (KiBiZ) eingeführt wurde. Damit sind auch die Anforderungen an die Bildungsdokumentation gestiegen. Die Verhältnisse, die sich aus den momentanen Gesetzesänderungen ergeben haben, werden von den Erzieherinnen und Erziehern als Verschlechterung erlebt.
- Das KiBiZ intendiert aber, Chancen für die individuelle Bildung, Partizipation, U3-Betreuung, Inklusion und die Einübung/das Erlernen von Demokratie zu bieten.

Unverzichtbare „Grenzgänger und Brückenbauer“

Inhalt

1. Bericht	7
2. Programm	8
3.1 Professor Dr. Okko Herlyn: Stell dir vor, ich bin Diakon*in und keiner merkt's	10
3.2 Zur Wirklichkeit der diakonischen Praxis I	15
3.2.1 Wie kommt das Kirchliche in die Diakonie? (Dr. Johanna Will-Armstrong, Vorstand der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel)	15
3.2.2 Wie kommt das Diakonische in die Kirche? (Pastor Christian Heine-Göttelmann, Vorstandsvorsitzender Diakonisches Werk Rheinland-Westfalen-Lippe)	16
3.3 Zur Wirklichkeit der diakonischen Praxis II – Diakoninnen und Diakone berichten	18
3.3.1 ... aus der Pflege (Diakon Christian Schwennen, Diakonische Stiftung Wittekindshof)	18
3.3.2 ... aus der Gemeinde (Diakonin Britta Lauenstein, Diakoniegemeinschaft Martineum e.V.)	18
3.3.3 ... aus dem Sozialraum (Diakonin Heike Spielmann, Haus Nazareth)	20
4. Exemplarisches Ergebnis aus den Workshops	21
5. Stimmen und Stimmungen	22

1. Bericht

Vielfalt kirchlicher Berufe: Präses Kurschus im Gespräch mit Diakoninnen und Diakonen

Unverzichtbare „Grenzgänger und Brückenbauer“

Für Präses Annette Kurschus sind Diakoninnen und Diakone unverzichtbare „Grenzgänger und Brückenbauer“. Etwa 1.200 von ihnen arbeiten zurzeit im aktiven Dienst von Kirche und Diakonie – zum Beispiel in Kirchengemeinden und Bildungseinrichtungen, Beratungsdiensten, Krankenhäusern oder Einrichtungen der Behindertenhilfe.

Mit rund 150 Diakoninnen und Diakonen traf sich die leitende Theologin der Evangelischen Kirche von Westfalen jetzt im Rahmen des 2. Westfälischen Diakoninnen- und Diakontages, der unter dem Motto „Alles hat seine (keine?) Zeit“ stand, in Bielefeld-Bethel. Ein Zeichen der Würdigung dieser Berufsgruppe, ein Signal der Offenheit für Probleme, Hoffnungen und Erwartungen mit einem Ziel: gemeinsam Zukunftsperspektiven für eine sich wandelnde Kirche entwickeln. In ihrem geistlichen Impuls zu Beginn sprach Präses Kurschus die breite Qualifikation und damit auch die vielfältigen Arbeitsbereiche der Diakoninnen und Diakone an: „Ihre Ausbildung macht Sie zu Grenzgängerinnen und Grenzgängern im besten Sinne des Wortes: Sie haben theoretisches Wissen und praktische Erfahrungen in Theologie und Diakonie, im sozialen und im wirtschaftlichen Bereich. Was wir oft nur mühsam zusammendenken und noch mühsamer zusammenbringen, scheint in Ihrem Grundberuf selbstverständlich vereint.“ Die Vielfalt der beruflichen Einsatzbereiche, so Kurschus, komme also nicht von ungefähr. Interprofessionelle Teams heiße das Zauberwort, „dem wir für die Gegenwart und Zukunft unserer Kirche einiges zutrauen“.

Und dafür würden gerade Diakoninnen und Diakone dringend gebraucht: „Sie scheinen mit Ihrer Profession für solche verheißungsvolle Teamarbeit geradezu prädestiniert. Weil Grenzgängerinnen und Grenzgänger in der Regel auch gut sind im Kontakt und im Brückenbauen.“

„Stell dir vor, du bist Diakon – und keiner merkt’s...“

Professor Dr. Okko Herlyn, Theologe und Kabarettist, fragte in seinem humorvollen, aber doch tiefsinnigen Impulsvortrag nach dem spezifisch christlich-diakonischen Profil in der täglichen Arbeit und warnte vor seinem eklatanten Bedeutungsverlust: „Stell dir vor, du bist Diakon oder Diakonin – und keiner merkt’s...“. Was ein bisschen flapsig-provokant klang, war durchaus ernst gemeint. Herlyn dachte an einen Pfarrer, der auf der Mitarbeitenden-Weihnachtsfeier in einer diakonischen Einrichtung lieber „Nachdenkliches“ von sich gab als eine auch so deklarierte „Andacht“. An eine Psychologin einer christlichen Beratungsstelle, die nichts vom Glauben hält. Oder an eine Sozialarbeiterin, die Kraft für ihren Job lieber im meditativen Bogenschießen als im stillen Gebet schöpft. Drei Beispiele – ein Problem: Der „sichtbare Markenkern unserer Arbeit“, die Bibel, verschwinde mehr und mehr aus dem Berufsalltag. Herlyn forderte mit Blick auf den persönlichen Glauben ein Ende der „genierlichen Haltung“ und „ekklesiogenen Neurosen“. Denn: „Wir müssen uns der biblischen Botschaft wahrlich nicht schämen!“ Allerdings müssten auch die beruflichen Rahmenbedingungen passen. Wo Pflege aber im Minutentakt abgerechnet werde, fehle oft die Zeit zur biblischen Orientierung, werde der Glaube zur „Freizeitbeschäftigung nach Feierabend“. Seine Forderung: „Diakonische Arbeit muss Zeit für die Bibel haben! Und wenn wir nicht davon überzeugt sind, dass die biblischen Botschaften für unsere Arbeit wichtig sind, sollen wir sie lieber zugeschlagen lassen!“

Zur Wirklichkeit der diakonischen Praxis

Die Frage, wie das Kirchliche in die Diakonie komme, beantwortete Dr. Johanna Will-Armstrong (Vorstandsmitglied der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel) kurz und knapp: „Durch Diakoninnen und Diakone!“ Schließlich seien sie so genannte Personal Marker: „Sie sind personale Anker, durch die sich die Zuordnung der Diakonie zur Kirche zeigt, festigt und weiterentwickeln kann.“ Sie stünden für die diakonische Profilierung ihrer Handlungsfelder ein, seien in der Kommunikation nach innen und außen sprachfähig zur evangelischen Identität und prägten die diakonische Haltung auch in Bezug auf die ethische Verantwortung. Eine Wechselwirkung. Dem schloss sich auch Christian Heine-Göttelmann (Vorstandsvorsitzender der Diakonie RWL) an, der sich mit der Frage beschäftigte: „Wie kommt das Diakonische in die Kirche?“ Diakonie ist für ihn nicht nur Wesensäußerung, sondern Gestalt der Kirche. Sie verleihe Kirche in einer zunehmend säkularisierten Welt Glaubwürdigkeit.

Wie geht es weiter?

Diese Begegnung verlangt – wie die Treffen mit den anderen kirchlichen Berufsgruppen auch – nach Fortsetzung. Daran ließen die Diakoninnen und Diakone im Rückblick auf den anregenden Tag keinen Zweifel. Präses Kurschus: „Es wird eine dritte Runde geben, in der nach dem Austausch der jeweiligen Berufsgruppen unter sich Begegnungen miteinander stattfinden – berufsübergreifend zwischen all denen, die Kirche heute leben und sie für die Zukunft gut aufstellen wollen.“

2. Programm

Alles hat seine (keine?) Zeit!

Tagungsort:	Assapheum und Haus Nazareth, Bethelplatz	10.45 Uhr	Zur Wirklichkeit der diakonischen Praxis I 1. Wie kommt das Kirchliche in die Diakonie? Dr. Johanna Will-Armstrong, Vorstand der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel 2. Wie kommt das Diakonische in die Kirche? Pastor Christian Heine-Göttelmann, Vorstandsvorsitzender Diakonisches Werk Rheinland-Westfalen-Lippe	Tagungsort:	Haus Nazareth
Ab 9.00 Uhr	Anreise, Stehkafee im Assapheum			12.50 Uhr	Arbeitsgruppen Gemeinsam kreative Lösungen finden Arbeitsgruppen (3 × 12)
9.30 Uhr	Begrüßung durch Präses Annette Kurschus				Auftaktimpuls Diakonin Claudia Rackwitz-Busse, Rauhes Haus Hamburg, stellvertretende Vorstandsvorsitzende des VEDD
	Willkommen und Tagungsübersicht Diakone Frank Fischer und Wolfgang Roos-Pfeiffer				
9.45 Uhr	Geistlicher Impuls Präses Annette Kurschus	11.00 Uhr	Murmelgruppen – Impulse	15.00 Uhr	Stehkafee im Assapheum
10.00 Uhr	Stell dir vor, ich bin Diakon*in und keine*r merkt's – Zeit für's Wesentliche, Anwaltschaft für diakonisches Handeln Impulsreferat Prof. Dr. Okko Herlyn	11.15 Uhr	Zur Wirklichkeit der diakonischen Praxis II – Diakoninnen und Diakone berichten... 1. ... aus der Pflege Diakon Christian Schwennen, Diakonische Stiftung Wittekindshof 2. ... aus der Gemeinde Diakonin Britta Lauenstein, Diakoniegemeinschaft Martineum e. V. 3. ... aus dem Sozialraum Diakonin Heike Spielmann, Haus Nazareth	15.15 Uhr	Gute Ideen für den Alltag
10.30 Uhr	Murmelgruppen – Impulse			15.30 Uhr	Kabarettistischer Abschluss Prof. Dr. Okko Herlyn
		11.45 Uhr	Erwiderungen aus dem Plenum	16.00 Uhr	Dank und Auf Wiedersehen Präses Annette Kurschus
		12.00 Uhr	Mittagsimbiss		

Gemeinsam kreative Lösungen finden

AG	Raum	Thema	Referent*in
1	N7, Raum 005	Zeit für diakonisch orientierte Pflege im durchgetakteten Alltag der Krankenhäuser, Altenhilfe, Behindertenhilfe	Diakon Thomas Bärenfänger und Diakon Andreas Harhausen (Diakonische Stiftung Wittekindshof)
2	N7, Raum 007	Zeit für interreligiöse Begegnung unter Mitarbeitenden und mit Klientinnen und Klienten	Diakonin Britta Lauenstein und Student Jan Schrimpf (Diakoniegemeinschaft Martineum e. V.)
3	N7, Sofaecke (vor 007)	Zeit für Beteiligung. Nichts ohne uns über uns!	Diakon Heinz-Jürgen Uffmann (Haus Nazareth)
4	N7, Festsaal 1	Was heißt hier eigentlich diakonisch? Zeit für den Dialog mit kirchenfernen Kolleginnen und Kollegen	Diakon Thomas Roth und Diakonin Kathrin Sundermeier (Haus Nazareth)
5	N7, Festsaal 2	Zeit für Ehrenamtliche. Ehrenamtlich Tätige wertschätzen, sie in ihrer Tätigkeit bilden und damit zu binden, ist für jedes diakonische Unternehmen außerordentlich wichtig.	Diakonin Miriam Peters und Diakonische Mitarbeiterin Sandra Pollex (Diakonische Stiftung Wittekindshof)
6	N5, Andachtsraum	Alles hat seine Zeit! Auch mein Leben! Was kann mir im Alltag helfen – Atem zu holen – meine Kraftquellen zu finden – einen anderen, tieferen Blick auf die Dinge zu bekommen?	Diakonin Sabine Brammeyer (Diakonische Stiftung Wittekindshof)
7	N5, 1.00	Zeit für den Berufseinstieg und/oder die Einarbeitung	Diakon Jörg Bielau und Diakonin Melanie Hülsmann (Diakoniegemeinschaft Martineum e. V.)
8	N5, 1.01	Zeit für die christliche Gestaltung des Arbeitsfeldes: „Der Dienst der Kirche ist durch den Auftrag bestimmt, das Evangelium in Wort und Tat zu bezeugen.“ Verlieren wir gelegentlich diesen Auftrag im Alltag? Wie kann ich meine Gestaltungsspielräume sichern?	Diakone Achim Steinmeier und Andreas Neese (Diakonische Stiftung Wittekindshof)
9	N5, 1.02	Zeit für gute Sorge – Seelsorge im Alltag von Einrichtungen für behinderte oder pflegebedürftige Menschen	Diakoninnen Sandra Neubauer und Andrea Steinkühler (Haus Nazareth)
10	N5, 1.04	Zeit für ... Kirche. Junge Menschen über neue Gottesdienst- und Gemeindekonzepte für Kirche begeistern	Diakon Elmar Förster und Pastorin Jutta Beldermann (Haus Nazareth)
11	N5, 1.05	Zeit für politisches Handeln – zur Verbesserung von Sozialer Gesetzgebung, finanziellen Rahmenbedingungen.	Diakonin Saskia Koll und Studentin Lena Stephani (Diakoniegemeinschaft Martineum e. V.)
12	N5, 1.06	Zeit für Spiritualität (in neuen und traditionellen Formen) in Teams und in Einrichtungen	Diakon Sascha Dornhardt und Studierende

3. Vorträge

3.1 Professor Dr. Okko Herlyn: Stell dir vor, ich bin Diakon*in und keiner merkt's

Zeit fürs Wesentliche, Anwaltschaft für diakonisches Handeln

I.

Vorab drei kleine Szenen aus dem Umfeld diakonischen Handelns.

Erste Szene:

Weihnachtsfeier auf der Diakoniestation. Seit ein paar Wochen steht der Termin fest. Heute, drei Tage vor Heiligabend, ist es nun so weit. Pfarrer Meckenstock hat im Namen des Kirchenkreises, des Trägers der Station, wie in jedem Jahr eingeladen. Alle sind da: die im ambulanten Pflegedienst beschäftigten Diakoninnen und Diakone, die Dienststellenleiterin, die Sekretärin, der Hausmeister des kirchlichen Gebäudes, in dem die Station ihren Sitz hat, und Pfarrer Meckenstock als Synodalbeauftragter, der nun auch zunächst das Wort erhebt.

Bevor es zum gemütlichen Teil gehe, der auch als eine Art Dankeschön für die im vergangenen Jahr geleistete Arbeit verstanden werden sollte, möchte er doch noch ein paar Worte sagen dürfen. Früher habe es an dieser Stelle eine „Andacht“ gegeben. Aber er wisse natürlich, dass solch eine Vokabel bei dem einen oder anderen auch nachvollziehbare innere Widerstände auslöse. Auch über eine „vorweihnachtliche Meditation“ habe er länger nachgedacht, dann aber doch wieder verworfen, weil vermutlich alle hier in der Runde in diesen Wochen vor dem Fest mit



Adventlichem und Weihnachtlichem schon überfüllt seien. Er wolle nun nicht des Guten zu viel tun. Deshalb beschränke er sich heute Nachmittag, wie er es einmal vorsichtig nennen wolle, auf ein paar „Nachdenkereien“. Übrigens eine Formulierung, die er bei Erich Kästner ausgeborgt habe.

Ein wenig betreten blicken die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieser diakonischen Weihnachtsfeier während der folgenden Viertelstunde vor sich auf die Printen. Irgendwelche menschenfreundlichen Floskeln schwirren durch den Raum. Und die mit bleibender Stimme vorgetragene Behauptung, dass das alles „ein Stück weit“ auch sehr viel mit der biblischen Botschaft von der Weihnacht und natürlich auch mit dem Selbstverständnis der Diakonie zu tun habe. Nun ist Pfarrer Meckenstock gerade dabei,

einen Psalm von Hanns Dieter Hüsch zu rezitieren, bevor am Ende noch zwei Strophen von „Macht hoch die Tür“ von den ausgelegten Liedblättern gesungen werden. Dann sind endlich die Printen und der Glühwein an der Reihe.

Zweite Szene:

Die Beratungsstelle für Lebensfragen in Trägerschaft der örtlichen Diakonie hat sich entschlossen, eine weitere Diplom-Psychologin einzustellen. Bei den Gesprächen mit einer überaus kompetenten und für diese Stelle sehr geeignet erscheinenden Bewerberin stellt sich heraus, dass diese gar nicht in der Kirche ist. Im Anschluss an das Gespräch entsteht im Berufungsausschuss ein heftiger Grundsatzstreit.

Das sei doch das Mindeste, was man verlangen könne, so ein Ausschussmitglied, das selber eine Zusatzausbildung als Diakon besitzt, dass eine Mitarbeiterin der Diakonie Mitglied der Kirche sei. Hier gehe es schließlich auch um eine gemeinsame Glaubensstradition, um gemeinsam zu vertretende Werte, um ein christliches Menschenbild und nicht zuletzt auch um eine Identifikation der Mitarbeiter mit ihrem Arbeitgeber.

Dem halten andere in der Runde entgegen, dass es bei dieser beratenden Tätigkeit nicht um Verkündigung und schon gar nicht um so etwas wie Mission gehe, sondern um rein fachliche, in diesem Fall psychologische Kompetenz. Es gebe eben keine christliche oder unchristliche Psychologie, genauso wenig wie es eine christliche oder unchristliche Blinddarmpoperation gebe. In diesem Fall gehe es nur um gute oder schlechte Beratung. Die Frau sei einzustellen, unabhängig von ihrer inneren Glaubenshaltung. Dass sie die Grundsätze der Diakonie, wie sie im Leitbild festgehalten seien, zu unterschreiben habe, sei ja ohnehin selbstverständlich. Oder ob man ernsthaft vorhabe, vor Einstellung eine Art Bibelkundeprüfung abzuhalten. Hier und da verschämtes Schmunzeln. Die Sitzung wird vertagt.

Dritte Szene:

Per Zufall treffe ich nach Jahren auf der Straße Sabine wieder. Wir haben uns eine Ewigkeit nicht gesehen. Lange Zeit ist es her, dass wir einmal gemeinsam in einem Kindergottesdiensthelferkreis gesessen haben. Was ich noch von ihr weiß, ist, dass sie irgendwann einmal Sozialarbeit studiert und später auch eine Diakonausbildung absolviert hat, vor allem um ihre beruflichen Möglichkeiten zu erweitern. Nun erzählt sie mir, dass sie seit Längerem beim Diakonischen Werk in der Flüchtlingsarbeit beschäftigt ist.

Was man da so im Einzelnen mache, frage ich. Ach, die Arbeit sei durchaus interessant, wenn auch manchmal etwas frustrierend. Aber es gebe mitunter auch Erfolge zu verbuchen, etwa wenn man Menschen dabei unterstützen könne, aus scheinbar ausweglosen Situationen wieder herauszukommen. Immerhin komme man mit sehr vielen verschiedenen Menschen zusammen. Das wenigstens mache ihr Spaß.

Das klinge ja fast danach, werfe ich ein, als ob es da auch etwas gebe, was nicht so großen Spaß mache. Das könne man wohl sagen, erwidert Sabine. Kirche sei, wenn sie das einmal so krass sagen dürfe, mit Verlaub ein „Scheißverein“. Wie da hinter den Kulissen gemauschelt und getrickst oder z. T. auch mit Mitarbeitern umgesprungen werde ... sie könne mir Bände erzählen. O. k., sage ich, problematisches Bodenpersonal gebe es überall. Aber das könne doch nichts an ihrer inneren Einstellung ändern. Ob sie sich nicht an die engagierten Diskussionen erinnere, die wir seinerzeit im Helferkreis um Fragen der Bibel und des Glaubens geführt hätten. Doch, sagt Sabine, sie erinnere sich sehr wohl. Mittlerweile sei sie aber zu anderen Erkenntnissen gekommen. Sie halte grundsätzlich nicht mehr viel vom Christentum. Die Kreuzzüge, die Hexenverbrennungen, die jüngsten Missbrauchsskandale. Sie habe seit einiger Zeit ganz neu für sich meditatives Bogenschießen entdeckt. Das reiche ihr, um an ihr inneres Selbst zu kommen. Dafür brauche sie nun wirklich keine Bibel.

Bevor wir auseinandergehen, frage ich sie, was sie denn, um ihr Vokabular einmal aufzugreifen, denn um alles noch bei diesem „Scheißverein“ halte. „Sie haben gut reden“, sagt sie fast ein wenig verächtlich. „Seit zwei Jahren alleinerziehende Mutter. Das darf doch wohl als Erklärung reichen.“

II.

Durch diese drei kleinen Szenen zieht sich – bei aller Verschiedenheit – ein unsichtbarer roter Faden. Es ist dies eine gewisse Distanz zwischen diakonischer Alltagsarbeit einerseits und dem, was die christliche Diakonie in ihrem Innersten zusammenhält andererseits: nämlich das Hören auf die Botschaft der Bibel und einem sich daraus ergebenden Selbstverständnis diakonischen Handelns, das sich in den – eben auch beruflichen – Dienst am Nächsten gerufen weiß. Nicht selten hat man den Eindruck, dass zwischen der sozial-diakonischen Alltagsarbeit und ihrem inneren Glaubenskern gar keine zwingend notwendige, keine das diakonische Handeln wirklich begründende und inhaltlich prägende Beziehung besteht. Ja, dass zwischen diesen beiden Polen, die ja in allen diakonischen Leitbildern vollmundig beschworen werden, im Alltag diakonischen Handelns ein eher, um es einmal vorsichtig auszudrücken, verschämtes Verhältnis existiert. Es hat häufig etwas Defensives, etwas eigens der Erklärung und der Rechtfertigung Bedürftiges an sich, wenn es in der Diakonie um das so genannte „Wesentliche“, also das diakonische diakonischen Handelns geht.

Pfarrer Meckenstock entschuldigt sich ja fast dafür, dass er in seinen, wie er es nennt, „Nachdenkereien“ zu Beginn der Weihnachtsfeier auch irgendwie Bezug auf die biblische Weihnachtsbotschaft nimmt. Einige Teilnehmer des Berufungsausschusses zur Einstellung der neuen Diplompsychologin sehen gar überhaupt keine inhaltliche Verbindung zwischen kirchlicher Bindung und fachlicher Arbeit. Und die in der Flüchtlingsarbeit des Diakonischen Werkes beschäftigte Sabine sieht offensichtlich kein grundsätzliches Problem darin, ihrem Beruf bei einem Arbeitgeber nachzugehen, dessen christlichen Hintergrund sie mittlerweile sogar rundweg ablehnt. Stell dir vor, du bist Diakonin und keiner merkt es.

Ich weiß, das ist zunächst einmal sehr einseitig dargestellt. Und manch einer von Ihnen wird sich in dem Bisherigen auch nicht wirklich wiederfinden. Ich weiß, dass hier auch ganz gewiss andere Szenen einzublenden wären, andere Erfahrungen, andere im alltäglichen diakonischen Handeln anzutreffende Einstellungen zu Kirche, Glaube und Bibel. Gewiss könnte man an dieser Stelle auch die vielen Diakoninnen und Diakone und darüber hinaus viele andere in der Diakonie oder den anderen Wohlfahrtsverbänden tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu Wort kommen lassen, die ihre Arbeit aus einer großen inneren Glaubensbindung heraus tun, aus einer großen Verantwortung nicht nur vor den Menschen, sondern eben auch und gerade vor Gott. Gewiss könnte man auf Menschen verweisen, die auch und gerade ihren diakonischen Dienst sehr bewusst als einen geistlichen Auftrag verstehen. Die diesen Auftrag sich auch immer wieder vor Augen halten, etwa in einer persönlichen stillen Zeit mit Bibellese und Gebet oder der Teilnahme am Gottesdienst der Gemeinde oder an einem Hauskreis. Gewiss könnte man auf etliche gottesdienstliche oder andere geistliche Angebote verweisen, die in manchen diakonischen Einrichtungen durchaus zum täglichen oder wöchentlichen oder wenigstens gelegentlichen Bestandteil der Arbeit gehören. Gewiss könnte man schließlich eben auch auf mancherlei diakonische Leitbilder verweisen, die durchaus nicht mit der Benennung ihrer christlichen „Corporate Identity“ hinter dem Berge halten. Alles richtig und alles wichtig.

Und doch will mir gleichwohl scheinen, dass diese Gegenrichtung nicht die alltägliche Normalität diakonischen Handelns wiedergibt. Normal scheint es vielmehr so zu sein, dass das alltägliche diakonische Handeln – wo auch immer es seinen konkreten Arbeitsplatz hat – sich im Wesentlichen nicht von einem ordentlichen sozialarbeiterischen Handeln unterscheidet. Man ist als Diakonin oder Diakon – ob in einem Werk der Diakonie oder der freien Wohlfahrtspflege – eben vor allem eine kompetente

Flüchtlingsberaterin oder ein kompetenter Wohnbereichsleiter, eine kompetente Altenpflegerin oder ein kompetenter Koordinator in der Ehrenamtsarbeit. Dass es da im Hintergrund auch so etwas wie ein unverwechselbares, im Glauben begründetes diakonisches Selbstverständnis gibt, erscheint mehr als eine bloß persönliche Entscheidung, die im Grunde niemanden etwas angeht. Und dass es da irgendwo auch irgendwelche christlichen Leitlinien und womöglich auch ein paar biblische Hinweise in der Präambel der Dienstanweisung gibt, das mag so sein. Aber wie relevant sie für die tägliche Arbeit einer Diakonin und eines Diakonen sind, scheint dahinzustehen. Und wenn ja: Merkt man's überhaupt?

Wir stellen zunächst einmal fest: Auf dem weiten Feld diakonischen Handelns ist offenbar beides möglich: Nähe und Distanz, Glaubensbindung und „bloße“ Sozialarbeit, hohe persönliche Identifikation und innere Abwehrhaltung. Aber wenn anscheinend beides möglich ist, dann heißt das doch zugleich: Die Beziehung diakonischer Alltagsarbeit zum Glauben scheint offenbar nicht zwingend notwendig zu sein. Wer hier seine Arbeit aus einem persönlichen Glauben heraus tut, gut. Wer nicht, auch gut. Und Papier, vor allem das Papier von Leitlinien und Dienstanweisungen, ist geduldig.

Im Grunde könnten wir es damit sein Bewenden haben lassen. Bekanntlich lebt man auch anderenorts mit Spannungen und Widersprüchen, die ja nicht immer gleich zu einem Problem hochstilisiert werden müssen. Und ist die Kirche, zumal die Diakonie, bislang nicht ganz kommod damit gefahren, nicht zu sehr an jenem verschämten Verhältnis zu rühren? Jene verschiedenen Distanzen zwischen diakonischer Alltagsarbeit und innerer Einstellung nicht zu sehr zu thematisieren? Ja, wir könnten es damit sein Bewenden haben lassen, wenn es da nicht eine merkwürdige, eine gewisse Unruhe verbreitende Stimme gäbe. Eine Stimme, die mit der vorhandenen Situation offenbar noch

nicht ihren lieben Frieden geschlossen hat. Es ist, um es kurz zu machen, die Stimme des Evangeliums. Wir wollen versuchen, einen Moment auf sie zu hören.

III.

Dabei fällt einem bereits bei einem flüchtigen Durchblättern der einschlägigen biblischen Texte auf, dass ihr eigentliches Augenmerk gar nicht irgendwelchen menschlichen Taten oder auch Untaten gilt, sondern – wie es verschiedentlich heißt – den „großen Taten Gottes“. Es geht in der Bibel zunächst gar nicht um das Wirken von Menschen, sondern um das Wirken Gottes, genauer: um seine Zuwendung zur Welt, zu seinen Geschöpfen, zu seinem Volk und in ihm vor allem zu den „Mühseligen und Beladenen“. Die Bibel ist in ihrer durchgehenden Grundausage gerade nicht – wie fälschlicherweise und weithin angenommen – ein Katalog bestimmter ethischer Forderungen, zusammengefasst etwa im Gebot der Nächstenliebe. Sie ist zunächst einmal nicht das Sammelbecken bestimmter „Normen und Werte“, wie häufig zu hören ist. Sie ist zunächst einmal nicht der Ausdruck eines bestimmten angeblich „christlichen Menschenbildes“, wie manch ein Politiker behauptet. All diese Dinge mögen in der Bibel auch vorkommen. Und wenn wir ehrlich sind, kommen sie nicht nur dort vor.

Was die Bibel unterscheidet, ist, dass sie vor allem anderen von Gott erzählt. Wohl gemerkt: nicht von irgendeinem Gott oder irgendeiner Gottheit. Nicht von irgendeinem höheren Wesen oder irgendeiner „spirituellen Dimension“. Sie redet schlicht von dem „Gott des Himmels und der Erden“, von dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, von dem Gott, der sein Volk aus der Knechtschaft befreit, sie redet von dem Vater Jesu Christi. Wer anderes von den biblischen Texten behauptet, begeht Etikettenschwindel. Das Zeugnis über die „großen Taten Gottes“ nimmt in der Bibel den weitaus breitesten und in der Sache unbedingt dominanten Raum ein.

Die in der Bibel nun allerdings auch anzutreffenden Aussagen über den Menschen und vor allem über das ihm gebotene Tun sind theologisch nur richtig zu verstehen in dieser Einordnung oder besser: Nachordnung zu den Aussagen über Gott und sein Tun. Ohne den Vorrang der Aussagen über Gott würde die Bibel auf eine Sammlung moralischer Anweisungen reduziert. Dass viele die Bibel so sehen und am Ende noch meinen, der Kern der biblischen Botschaft bestehe in nichts anderem als etwa dem Gebot der Nächstenliebe, heißt noch lange nicht, dass das auch dem Selbstverständnis der biblischen Texte entspricht.

Es ist vielmehr so, dass die zweifelsohne auch und reichlich anzutreffenden ethischen Aussagen der Bibel ihren eigentlichen Sinn genau aus dieser Zuordnung zu jenen großen und ersten Taten Gottes erhalten. Dass Menschen aufgefordert werden, den Nächsten zu lieben, Gastfreundschaft zu üben, sich der Witwen, Waisen und Kinder anzunehmen, den Fremdling zu beschützen und die Alten zu achten, dass ihnen geboten ist, nicht zu töten, zu stehlen oder die Unwahrheit zu sagen und sich für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen und geschwisterlich miteinander umzugehen – das alles versteht die Bibel immer nur in strikter Nachordnung, man kann sagen: als natürliche Antwort auf die an sie zuvor ergangene Zuwendung von Seiten Gottes. „Ein Beispiel habe ich euch gegeben“, sagt Jesus, „damit ihr tut, wie ich euch getan habe“ (Johannes 13, 15).

Wenn wir diese schlichte biblische Beobachtung einmal in aller Vorsicht auf unser Nachdenken über diakonisches Handeln beziehen, dann wird man jenes weite Feld, auf dem anscheinend alles möglich ist, kaum noch gleichmütig hinnehmen können. Nach biblischem Verständnis ist der Einsatz für die Mühseligen und Beladenen – und nichts anderes ist ja das weite Feld der Diakonie von der sozialen Betreuung bis zur Erwachsenenbildung, von der Drogenberatung bis zur Seniorenarbeit, vom Eingliederungsmanagement bis zur Wohnungslosenhilfe –, dann

ist also der Einsatz für die Mühseligen und Beladenen ein unmittelbarer, ja geradezu zwingend notwendiger Reflex auf die Botschaft von der unbedingten Zuwendung Gottes zu seinen Menschen. Unmissverständlich sichtbar in der Geschichte Jesu Christi.

Demzufolge erscheint jene eingangs beschriebene Distanz oder auch nur jenes häufig zu erlebende verschämte Verhältnis von diakonischer Alltagsarbeit und innerer Glaubenshaltung zumindest fragwürdig. Genauso fragwürdig wie etwa die gerade im kirchlichen Jargon häufig anzutreffende Rede von „Kirche und Diakonie“, „Kirche und Diakonie“ – das klingt nach „Kirche und Gewerkschaft“, „Kirche und Kultur“ oder „Kirche und Sport“. So, als wäre auch eine Kirche neben oder unabhängig von Diakonie denkbar. Die Kirche ist aber nicht neben, sondern in allen ihren Lebensäußerungen eine diakonische, eine dienende, eine „Kirche für andere“, wie Bonhoeffer das genannt hat. Sie hat also in allen ihren Äußerungen Zeugnis von dem Gott zu geben, an den sie glaubt.

Dass dies auf sehr unterschiedliche Weise geschehen kann, ist ebenfalls biblische Weisheit. Das heißt, dass wir vom Evangelium her leben, wird sich etwa auf der Kanzel anders äußern als am Krankenbett, anders etwa im Kindergarten als im Konfirmandenunterricht, anders etwa in der Drogenberatung als in der Altenarbeit, anders etwa in einer öffentlichen Stellungnahme als in der Leitung einer sozialen Einrichtung. Wo auch immer wir in der diakonischen Alltagsarbeit unterwegs sind, es muss in jedem Fall erkennbar werden, was das Diakonische unseres Dienstes ist. Das bekannte Wort von Altbischof Wolfgang Huber, wonach da, wo „evangelisch“ draufstehe, auch „evangelisch“ drin sein müsse, muss also geradezu umgekehrt werden: Wo „Diakonie“ drin ist, muss endlich auch einmal „Diakonie“ draufstehen. Diakonische Alltagsarbeit muss also schlicht und ergreifend nach außen hin benennen können, was ihre Arbeit zu einer diakonischen macht, das heißt was sie überhaupt mit dem Evangelium zu tun hat.

„Komm und sieh es!“ heißt es etwa im Selbstverständnis der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth. In der Tat gibt es beim diakonischen Handeln etwas zu sehen. Aber um es als ein tätiges Zeugnis des Evangeliums zu erkennen, muss es auch irgendwann einmal ohne falsche Scham beim Namen genannt werden. Stell dir vor, du bist Diakonin und man merkt es sogar.

IV.

Nun wird dem häufig entgegengehalten, dass man im persönlichen Umfeld nicht groß über seinen Glauben reden müsse, es komme doch schließlich auf die Tat an. Und wenn es denn einmal an dem sei, dass man über seinen Taten auch nach seinem Glauben gefragt werde, dann wolle man gerne Rede und Antwort stehen. Aber im Ernst: Wann sind wir eigentlich das letzte Mal aufgrund unserer Taten nach unserem Glauben gefragt worden? Ich jedenfalls kann mich nicht wirklich daran erinnern. Die Realität ist hier doch eher ein genierliches Schweigen.

„Wir orientieren unser Handeln an der Bibel“, heißt es vollmundig etwa im Leitbild des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ja, um alles, dann lasst sie uns doch in Gottes Namen wieder und wieder aufschlagen! Nicht als billigen Topf mit Sinnsprüchen für die festlichen Gelegenheiten à la Kleiner Prinz. Nicht als papierenen Papst, der jeden selbstverantworteten Glauben erstickt. Nicht als moralinsaures Druckmittel in allfälligen Konfliktsituationen. Wenn es denn stimmt, dass die Botschaft der Bibel die Identität stiftende Quelle der Kirche ist, dann ist sie es auch in ihr für die Diakonie.

Die Bibel ist ja, wenn man sie nur einmal aufschlägt, ein schier unerschöpflicher Schatz. Nicht zuletzt deshalb, weil sie die Botschaft von Gottes Zuwendung in so unendlich vielen verschiedenen menschlichen Situationen immer wieder neu und meist auch immer wieder sehr anders entfaltet. Da begegnet uns nahezu alles, was Menschen

bewegt: Glück und Leid, Freude und Trauer, Liebe und Hass, Freundschaft und Feindschaft, Offenheit und Intrige, Brutalität und Zärtlichkeit, Reichtum und Armut, Zufriedenheit und Verbitterung, Geselligkeit und Einsamkeit, Erfolg und Scheitern, Verantwortung und Gewissenlosigkeit, Zuversicht und Zweifel, Hoffnung und Resignation, Leben und Sterben, Himmel und Gottverlassenheit.

Jedes einzelne dieser wenigen Stichworte ist allein bis an den Rand gefüllt mit diakonischen Bezügen. Jede dahinter stehende biblische Geschichte gibt reichlich Anlass, über diakonische Situationen neu und tiefer, womöglich auch einmal kritisch und auch selbstkritisch nachzudenken. Es ist nicht einzusehen, dass diakonische Alltagsarbeit auf Dauer auf diesen großen Reichtum verzichten sollte und sich zur Vergewisserung ihrer Identität nur immer auf Standardsätze berufen müsste, die mittlerweile nur noch langweilen und von nicht wenigen mit Recht allenfalls als lästige Pflichtübung zu besonderen Anlässen empfunden werden. Wenn aber das Evangelium mitnichten eine bloße religiöse Verzierung des diakonischen Handelns darstellt, die ansonsten anderen, etwa rein sozialarbeiterischen oder auch betriebswirtschaftlichen Gesetzen meint folgen zu müssen, wenn die biblische Botschaft also, so wie es unsere jüdischen Schwestern und Brüder begreifen, eine Tora, also eine Weisung zum Leben ist, dann wäre es doch überaus dumm, wenn nicht gar grob fahrlässig, wollten wir dieser Weisung nicht regelmäßig Gehör schenken und sie zum sichtbaren Markenkern unserer Arbeit werden lassen.

V.

Dass das nach praktischen Konsequenzen geradezu schreit, liegt auf der Hand. Eine erste müsste wohl die sein, dass zunächst einmal mit jener genierlichen Haltung aufgeräumt wird, die nicht selten auch in der Diakonie anzutreffen ist, wenn es um so etwas wie Glaube, Kirche und Bibel geht. Es kann nicht sein, dass ausgerechnet über dem Basistext kirchlicher und so auch diakonischer Existenz

immer wieder so ein verschämter Schleier des Tabus wabert. Das ist schlicht unwürdig. Mancherlei Menschen gerade auch außerhalb der Kirche, etwa Dichter, Musiker, Maler, Filmemacher oder Politiker, haben die biblischen Texte schon, wie sie selber sagen, als „überaus interessant“, als „spannend“ und nicht zuletzt auch als künstlerisch „inspirierend“ entdeckt. Nur wir finden sie langweilig oder lagern sie in den Bereich persönlicher Frömmigkeit aus. Da kann doch etwas nicht stimmen. Nein, wir müssen uns der biblischen Botschaft wahrhaftig nicht schämen. Das darf auch einmal einem aus der Kirche ausgetretenen Psychologen oder einer der Kirche nur noch ablehnend gegenüberstehenden Sabine zugemutet werden.

Natürlich gibt es auch hier nachvollziehbare Vorbehalte und Abwehrhaltungen. Nicht immer und überall ist die biblische Botschaft, oder was man in bestimmten Kreisen dafür hält, den Menschen freundlich und offen, interessant und inspirierend vermittelt worden. Ohne gleich die berühmten ekklesiogenen Neurosen zu bemühen, muss man eingestehen, dass ein bestimmter Umgang mit der Bibel bei Menschen auch Langeweile und Verdruss, auch Verklemmung und Unterdrückung, auch Ängste und Lebensuntüchtigkeit zur Folge haben kann. Doch der Missbrauch hebt den guten und sinnvollen Gebrauch einer Sache bekanntlich noch lange nicht auf. Und so ist auch Bibellesen nicht gleich Bibellesen.

Aus Ihrer Diakonen-Ausbildung wissen Sie das vermutlich besser als ich, dass es inzwischen doch zahllose attraktive Möglichkeiten gibt, sich mit einem biblischen Text und Fragen des Glaubens zu beschäftigen. Es gibt zahllose kreative Ausdrucksmöglichkeiten. Es gibt zahllose lebendige Methoden des Bibelgesprächs. Es gibt die vielfältigen Erfahrungen etwa der Kirchentage. Wir müssen beim Thema „Bibellesen“ ja nicht gleich an die Bibelstunde im Stile der 50er Jahre denken.

Doch neben der erwähnten Schamhaftigkeit, mit der zu allererst aufgeräumt werden müsste, steht vor allem der betriebswirtschaftliche Aspekt, der nun einmal auch zur diakonischen Arbeit gehört. Wo solle denn, bitteschön, – so wird einem rasch entgegengehalten – noch die Zeit hergenommen werden, wenn schon die einfache Versorgung etwa in der häuslichen Pflege mittlerweile im Minutentakt abgerechnet werden müsse. Das ist in der Tat ein Problem. Aber es einfach auszuklammern oder auch nur dem Belieben oder der persönlichen Gesinnung jedes Einzelnen zu überlassen, würde der Ernsthaftigkeit und grundsätzlichen Notwendigkeit biblischer Orientierung nicht gerecht. Der Auseinandersetzung mit dem Evangelium muss also im alltäglichen diakonischen Handeln schlichtweg Zeit eingeräumt werden, und zwar innerhalb der Arbeitszeit und nicht nur als fromme Freizeitbeschäftigung Einzelner nach Feierabend. Vieles in unserem Leben mag – um es mit dem Titel dieser Tagung zu sagen – „keine Zeit haben“. In der diakonischen Arbeit, will sie denn wirklich diakonische Arbeit bleiben, muss das Evangelium – wann und in welchem Umfang auch immer – „seine Zeit“ haben.

Und genau dazu sind wir heute beim Westfälischen DiakonInnen-Tag hier in Bethel zusammengekommen, um jenem elenden Zeit-Gegenargument endlich einmal auf die Spur zu kommen. Vielleicht gibt es ja bereits gute und praktikable Erfahrungen auf diesem Gebiet, die wir heute untereinander austauschen können. Die verschiedenen Arbeitsgruppen nachher bieten einen attraktiven Fächer an Themen an, wie das, was uns in der diakonischen Arbeit trägt, wieder zu etwas Lebendigem, Lebens- und Arbeitsnotwendigem werden kann. Denn wenn wir nicht der Überzeugung sind, dass die Botschaft der Bibel etwas unbedingt Lebensnotwendiges für uns und unsere Arbeit enthält, dann sollten wir sie besser zugeschlagen lassen und uns bei Gelegenheit gleich den Printen und dem Glühwein zuwenden.

3.2 Zur Wirklichkeit der diakonischen Praxis I

3.2.1 Wie kommt das Kirchliche in die Diakonie? (Dr. Johanna Will-Armstrong, Vorstand der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel)

Zuerst eine Vorbemerkung:

Die Vielfalt der kirchlichen Berufe ist für die Kommunikation des Evangeliums im 21. Jahrhundert nicht verzichtbar. In diakonischen Unternehmen und Handlungsfeldern ist sie seit je entwickelt worden: In der Diakonie arbeiten Schwestern, Pfleger, Ärzte, Lehrer und Verwaltungsfachfrauen, Ökonominen und Psychologen und v.a. auch Diakoninnen und Diakone, Diakonissen und Pfarrer und viele andere mehr. Damit sind auch Konflikte verbunden, weil sich die Vielfalt der Berufe verbindet mit unterschiedener Professionslogik. Auch die Hierarchisierung zwischen den Berufen wirkt in die Diakonie hinein, viele Diakone und Diakoninnen haben das erfahren.

Wir freuen uns, dass Präses Kurschus begleitet von der Kirchenleitung in einer Reihe von Gesprächen und Begegnungen sich den verschiedenen Berufsgruppen in Kirche und Diakonie nun zuwendet, das rückt die einzelnen Handlungsfelder und Berufe in den Mittelpunkt – und schafft die gute Voraussetzung für einen Austausch und Abstimmung untereinander in einem nächsten Schritt. In den diakonischen Unternehmen entwickeln wir unsere Leitungsstrategie mit Hilfe des Modells des multirationalen Managements, wie es am IDM in Bethel entwickelt wurde. Es bietet aus unserer Sicht auch einen guten Ansatzpunkt um die Diskussion in der verfassten Kirche über die Vielfalt der Professionslogiken zu führen.

Denn: Es gibt nicht nur einen Schlüsselberuf in der evangelischen Kirche und ihrer Diakonie, das gehört zu unserem reformatorischen Erbe.

Nach dieser Vorbemerkung will ich mich der Berufsgruppe zuwenden, die heute im Zentrum steht: Was ist nun das Besondere, das das berufliche Handeln von Diakoninnen und von Diakonen auszeichnet?

Sie nehmen eine wichtige Brückenfunktion wahr. Sie haben ein kirchliches Amt mit diakonischem Profil. Sie sind theologisch und pädagogisch oder sozialfachlich qualifiziert. Die Doppelqualifikation der Diakoninnen und Diakone ist besonders in der EKvW ein wichtiges Qualitätsmerkmal für die Ausbildung und die berufliche Tätigkeit. Der EKD-Text 118 hat dies breit begründet und ausgeführt. Er soll als Basis dienen für einen gemeinsamen rechtlichen Rahmen in der EKD und beschreibt Qualifikation, Ausbildungswege und Grundaufgaben der Diakone und Diakoninnen im Anschluss an die aktuelle wissenschaftliche Diskussion der Berufsbildung. In den drei Grundaufgaben von Pflege und Unterstützen, Bilden sowie Verkündigung und Feier sind diese Mitarbeitenden unterwegs zwischen Kirche und ihren diakonischen Handlungsfeldern.

Deshalb ist es mir leichtgefallen die Antwort auf die Leitfrage dieses Impulses zu finden: „Wie kommt das Kirchliche in die Diakonie?“ Durch Diakoninnen und Diakone! Ihre Brückenfunktion hat heute eine besondere und wachsende Bedeutung:

- Die Pluralisierung unter Klienten, Patientinnen, Gästen nimmt zu, ebenso unter den Mitarbeitenden in der Diakonie: Was bleibt angesichts der wachsenden Vielfalt das erkennbar Evangelische im diakonischen Unternehmen? Wie gehen wir um mit den Konflikten, die auch zunehmen?
- Der Sozial- und Gesundheitsmarkt wächst immer weiter, zugleich aber werden die kirchlichen und diakonischen Angebote weniger werden oder in bestimmten Bereichen ganz aufgegeben. Wie können wir gemeinsam unser Profil stärken und deutlich machen, warum unsere Angebote besonders sind und unverzichtbar?

- Kirche und Diakonie brauchen Innovationsträgerinnen, die sich auf diese veränderten Rahmenbedingungen einlassen und sie so gestalten, dass wir unseren diakonischen Auftrag für Menschen erfüllen. Es gibt viele historische Beispiele, wie innovativ Diakone und Diakoninnen gewirkt haben – in ihrem personenorientierten Beruf wird die Praxis zum Lernfeld. In Bethel ist zum Beispiel die sozialräumliche Arbeit in der Region Ruhrgebiet von Diakonen und Diakoninnen mit entwickelt und voran gebracht worden.

Diakoninnen und Diakone nehmen dabei Aufgaben wahr, die so keine andere Berufsgruppe einfach übernehmen kann. Sie haben in ihrer Professionalität ein Alleinstellungsmerkmal.

- Sie stehen für die diakonische Profilierung der Handlungsfelder ein, zum Beispiel durch kontextuelle und personenorientierte Angebote zur Andacht, zum Gottesdienst, Seelsorge, zu Kasualien etc. Dafür brauchen sie Zeit!
- Sie sind sprachfähig zur Evangelischen Identität in diakonischen Unternehmen und Aufgabenfeldern: In der Kommunikation nach Innen und Außen, im Gespräch mit Kollegen, mit der Leitung oder mit dem Partner in der Bürgergesellschaft oder der Politik.
- Sie vertreten und stärken die diakonische Haltung: Die Motivation zum Handeln, die kritische Diskussion um die jeweilige Praxis und ihre Fortentwicklung, die ethische Verantwortung.

„Wie kommt das Kirchliche in die Diakonie?“ Durch Diakoninnen und Diakone! Sie sind Personal Marker, wie wir in Bethel sagen: Sie sind personale Anker, durch die sich die Zuordnung der Diakonie zur Kirche zeigt, festigt und weiterentwickeln kann.

Dazu brauchen sie und wir

- in der Ausbildung landeskirchliche Unterstützung und Anerkennung der hohen Fachlichkeit,
- stärkere Kooperation zwischen den diakonischen Ausbildungsstätten und den Verantwortlichen der Landeskirche,
- in der beruflichen Praxis Begleitung durch die Kirche und Wahrnehmung des kirchlichen Auftrages der Diakoninnen und Diakone.

Die Gespräche und die Begegnungen am heutigen Tag stärken das Gewicht der Berufsgruppe in der westfälischen Kirche und damit auch die Verbindung der Kirche zu ihrer Diakonie. Hoffen wir, dass es uns gemeinsam gelingt, Diakoninnen und Diakone zu gewinnen und zu fördern, die diese Brücke weiter stärken.

3.2.2 Wie kommt das Diakonische in die Kirche? (Pastor Christian Heine-Göttelmann, Vorstandsvorsitzender Diakonisches Werk Rheinland-Westfalen-Lippe)

Was ist „das Diakonische“?

These 1: Das Diakonische ist eine Gestalt der „Kommunikation des Evangeliums“ (Prof. Christian Grethlein).

In vielen Geschichten des Neuen Testaments wird das Reden Jesu zu den Menschen begleitet von einer wirklichen Veränderung ihres bisherigen Lebens, das in der Regel als Heilung beschrieben wird. Dabei wird Handlung und Reden unmittelbar miteinander verknüpft und aufeinander bezogen. Wenn also der Blinde Bartimäus (Mk 10,46) durch Zuruf heil wird, so korrespondiert doch seine eigene Bewegung („Geh hin!“) dieser Veränderung. In Joh 9 wird diese Heilung eines Blinden allein durch das Aufstreichen eines Speichelbreis bewerkstelligt. Wird also

die gute Nachricht als ein Kommunikationsakt verstanden, der einen Sender hat, einen Empfänger kennt, dessen Inhalt der Botschaft aber erst im Akt des Kommunizierens erkennbar wird, so lässt sich nicht vorab über das, was heil macht und „gut“ ist an dieser Botschaft viel aussagen, außer vielleicht, dass Gott als Ursprung dieses Kommunikationsaktes im Ergebnis will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. (1. Tim 2,4) Im Sinne von Joh 9 reicht dafür aber auch die Handlung selbst aus, die sich als heilende Kommunikation erweist. Im Grunde braucht es nicht einmal die richtige Einstellung – den Glauben – dazu: Mt 25: ³¹Wenn aber der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle Engel mit ihm, dann wird er sich setzen auf den Thron seiner Herrlichkeit, ³²und alle Völker werden vor ihm versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet, ³³und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken. ³⁴Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! ³⁵Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. ³⁶Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen. ³⁷Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben? Oder durstig und haben dir zu trinken gegeben? ³⁸Wann haben wir dich als Fremden gesehen und haben dich aufgenommen? Oder nackt und haben dich gekleidet? ³⁹Wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen? ⁴⁰Und der König wird antworten und zu ihnen sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. ⁴⁶Und sie werden hingehen:

diese zur ewigen Strafe, aber die Gerechten in das ewige Leben. (Die Bibel nach Martin Luthers Übersetzung, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.)

Ob also in der Handlung selbst die Motivation zu erkennen ist, bleibt für die Kommunikation des Evangeliums gegebenenfalls sogar unwichtig. Ob man also an einer pflegerischen Versorgung eines bedürftigen Menschen erkennen können muss, ob dies im christlichen Grundverständnis geschieht, wird damit abschlägig beantwortet. Ob dann allerdings Kirche als Organisation darauf verzichten kann, solche Tätigkeiten auszuüben, ist ein irreführender Umkehrschluss, wie Mt 25 zeigt.

Warum soll das Diakonische in „die Kirche“?

These 2: Das Diakonische ist ein automatischer Bestandteil der praxis pietatis eines Christen, welche in die Kirche wirkt. In der Geschichte des Barmherzigen Samariters (Lk 10,25) wird danach gefragt, wie man das ewige Leben erlangt, also Gott näher kommt und in seiner Nähe heil wird. Die Antwort liegt auch hier im Tun des (unerwarteten und spontanen) Gerechten an seinem Nächsten, also an dem Menschen, der trotz aller Distanz in diesem Moment zu der persönlichen Begegnung herausfordert. In der lutherischen Tradition werden zwar die guten Taten als Werke der Gerechtigkeit abgewertet und dem Gerechtes-gesprochen-Werden des Sünders aus Gnade allein Vorrang gewährt, aber als Erlöser werden die guten Taten automatisch aus diesem erlösten Gewissen heraus folgen, weil das Mühen um das eigene Heil abgelöst wird von dem gnädigen Handeln am anderen.

Schon in der Geschichte des Barmherzigen Samariters bleibt es nicht bei dem spontanen Hilfehandeln des religiös Fremden am religiös Fremden, sondern es wird eine Bleibe gesucht und gefunden und der Wirt bezahlt, um die Heilung nachhaltig fortzusetzen. Das heilsame Wirken des Einzelnen führt zur Herausforderung einer

Institution, die sich in die Pflicht nehmen lässt. Die Herausforderung an die Gemeinschaft der Gläubigen wird am Ende der Geschichte so beschrieben: „Gehe hin und tue desgleichen...“

Welche Funktion hat das Diakonische in der Kirche?

These 3: Das Diakonische ist nicht nur (oder gerade nicht) eine Wesensäußerung der Kirche, sondern ist als eine Gestalt der Kommunikation des Evangeliums selbst vollumfänglich „Kirche“ und gibt ihr Glaubwürdigkeit und trägt zur Rollenbestimmung in einer säkularisierten Welt bei.

Der in der CA 7 gefundene Satz zur Verhältnisbestimmung von Kirche und Diakonie hat in seiner Wirkungsgeschichte eine Unterordnung diakonischen Handelns unter das Proprium der Kirche zur Folge gehabt und die Sicht darauf verstellt, diakonisches Tun selbst als Kirche und als kirchliches Handeln zu verstehen und es damit als Chance zu nutzen, in einer zunehmend säkularer werdenden Gesellschaft als spürbar heilsame Gestalt christlicher Tradition erkennbar zu bleiben. In der EKD Mitgliedsstudie von 2015 wird deutlich, dass in der Bevölkerung das barmherzige Tun der Kirche einen hohen Stellenwert einnimmt. Das ist es, was man von Kirche erwartet. Und das ist keine Geringschätzung ihres Bemühens, das „Eigentliche“ des kirchlichen Handelns nach CA 7 – nämlich die Wortverkündigung und die Gemeinschaft des Abendmahls – in den Fokus zu nehmen. Kirche vertut sich aber eine große Chance, indem sie durch diese Engführung des Kirchenbegriffs die Chancen zur Kommunikation des Evangeliums in den Formen des heilsamen Tuns vernachlässigt und geringschätzt. Sie wird in ihrer Glaubwürdigkeit daran gemessen, ob sie ihren Worten adäquate Taten folgen lässt. Damit liefert sie einen Beitrag zur Wertediskussion in der Gesellschaft, die diese sogar dringend von ihr benötigt.

An welchen Orten realisiert sich das Diakonische in der Kirche?

These 4: Das Ende des Vereinswesens der protestantischen Volkskirche in Deutschland und die zunehmende Fokussierung sozialen subsidiären Hilfehandelns in Sozialräumen schafft eine Fülle von Orten der Kommunikation des Evangeliums als Chance eines neuen Kirchenverständnisses.

Häufig wird die Krise der Kirche, das heißt der Mitgliederschwund und die schwindende Finanzkraft, empfunden als schwindende Bedeutsamkeit ihrer Funktion in der Gesellschaft oder als der Verlust der Präsenz in der Fläche als „Kirche des Volkes“. Tatsächlich könnte dahinter, vor allem ausgelöst durch eine allgemeine Institutionskritik und den Verlust der Erwartung in die Institutionen, Lösungen für die Menschen vor Ort zu schaffen, eher das Ende des Vereinswesens vermutet werden. Das Treffen von Mitgliedern eines Vereins in speziell dafür geschaffenen Vereinsheimen scheint keinen Zulauf mehr zu finden. Statt dessen finden sich auf andere Weise vernetzte Menschen in kleinräumlicher Struktur zusammen, um die Probleme und Herausforderungen ihres Alltags zu lösen. Diese Sozialräume und Quartiere werden zunehmend zu den „Orten“, an denen heilsame Kommunikation, Handeln und Reden zwischen Menschen geschieht und eschatologische Perspektiven entstehen (Die Welt, die sein kann, ist nicht die Welt, die ist.). Die Parochien bieten an sich gute Verknüpfungspunkte zu diesen Netzwerken, in denen sich diakonische Angebote von regionalen Trägern der Diakonie ebenfalls bereits tummeln. Das Zusammenspiel der Akteure bietet einer Kirche mit Zukunft Räume und Gestalt ihres Kommunikationsauftrages.

Welche Menschen können diesen Auftrag ausfüllen und in die Kirche tragen?

These 5: Die Kommunikation des Evangeliums braucht „Ankermenschen“, Botschafter, Diakone, die über theologische, sozialräumliche und kommunikative Kompetenzen verfügen.

Das Forschungsprojekt von Frau Dr. Beate Hoffmann, das die Diakonie RWL wesentlich in Auftrag gegeben und finanziert hat, hat deutlich gemacht, dass diakonische Kultur im kommunikativen Geschehen von Mitarbeitenden untereinander und zu Bewohnerinnen und Bewohnern einerseits und Führungskräften und Mitarbeitenden andererseits sich verwirklicht. Nicht die christliche Tradition einer Einrichtung, noch Kapellen oder Symbole reichen dafür aus. Es braucht Menschen, die für eine solche Kultur sorgen. Dazu benötigt es Kompetenz, die Geschichte und aktuelle Situation interpretierend zusammenführt, die Steuerungsprozesse zu solcher Kommunikation schafft und garantiert und sinnstiftende Narrative in eschatologischer Dimension zur Sprache bringt. Die Kirche kann dafür sorgen, solche Menschen in ihren Reihen auszubilden und in sozialräumlichen oder diakonischen Handlungsfeldern zu beschäftigen.

Auf diese beiden Vorträge erfolgen Erwiderungen von Diakoninnen und Diakonen.

3.3 Zur Wirklichkeit der diakonischen Praxis II – Diakoninnen und Diakone berichten ...

3.3.1 ... aus der Pflege (Diakon Christian Schwennen, Diakonische Stiftung Wittekindshof)

Wenn wir Berufsbilder im Diakoniat und die Tätigkeitsfelder von Diakoninnen und Diakonen bearbeiten, sollte der Blick auf Schwestern und Brüder in der Pflege nicht fehlen.

Es sind sicher einige Hundert, bundesweit sicher einige Tausend, die in Arbeitsfeldern tätig sind, in denen pflegerische Tätigkeiten vorrangig zu erledigen sind.

Nachdem nun auch die pflegerischen Ausbildungen zunehmend akademisiert werden, stellt sich die Frage nach dem Wert dieser Ausbildungen sicherlich nicht mehr. Weiterbildungen, die zur Qualifikation in Lehre und Leitung führen, tun ihr Übriges.

Historisch gesehen gab es aber durchaus wertende Unterscheidungen zwischen den einzelnen staatlichen Qualifikationen. Das scheint mir weitgehend überwunden.

Wichtig bleibt aber die Einbeziehung dieser Diakoninnen und Diakone, gerade im Hinblick auf die Bildungslandschaft.

Diakonische Werke, Diakonische Einrichtungen, auch die Gemeindediakonie freuen sich sicherlich über eine Möglichkeit, Stellen mit Mitarbeitenden mit pflegerisch-diakonischer Doppelqualifikation besetzen zu können.

Wenn ich Matthäus 25 mit den sieben Gaben der Barmherzigkeit, heute vielleicht besser des Mitgefühls, richtig deute, setzen gerade in diesen dort beschriebenen

Unterstützungsbereichen unsere Diakoninnen und Diakone diese Aufträge im Geist Jesu Christi in besonderer Weise um.

Bleibt im Alltag Zeit für diakonische Pflege? Im Sinne von „Alles hat seine Zeit!“

Ich bin fest davon überzeugt, dass das geht, wenn in der Pflege Mitgefühl, Empathie und diakonische Authentizität sichtbar und gelebt werden.

Christ*innen werden direkt aufgefordert sich zu engagieren, Diakon*innen lassen sich darauf in ihrer Ordination in das kirchliche Amt verpflichten.

Wenn Achtsamkeit in beide Richtungen zum Klienten und zu mir gelingt, gelingt auch diakonische Pflege – und alles bekommt seine Zeit.

3.3.2 ... aus der Gemeinde (Diakonin Britta Lauenstein, Diakoniegemeinschaft Martineum e.V.)

Diakonische Kirche in der Gemeindepraxis – Einblicke in den Arbeitsalltag von Diakon*innen am Beispiel der Kinder- und Jugendarbeit

Gemeindliche Kinder- und Jugendarbeit ist ein klassisches Arbeitsfeld von Diakoninnen und Diakonen in Kirchengemeinden, besonders in den ersten Berufsjahren. Weil ich auch meine eigenen Erfahrungen vorrangig in diesem Bereich der Gemeindegemeinschaft gemacht habe, wird die Kinder- und Jugendarbeit der erste Schwerpunkt dieses Beitrags sein.

Bilden – Verkündigen – Unterstützen ist die diakonische Umsetzung des Programmwortes „Kommunikation des Evangeliums“, vielerorts allgemeine Leitlinie für das Gemeindeleben. Alle drei Aspekte der Umsetzung kommen in der gemeindlichen Jugendarbeit vor.

Bilden: Nicht nur in der Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden lässt Gemeinde ihren Kindern und Jugendlichen Bildung zukommen. Gerade in Zeiten der Kooperation mit Schulen zählen auch Hausaufgaben- und Nachhilfeangebote zum Programm in der Kinder- und Jugendarbeit. Mal ganz abgesehen von den verschiedenen Arten der informellen Bildung durch das Schaffen von Erfahrungsräumen und Erlebniswelten, durch Denkanstöße und der Ermutigung, Fragen zu stellen. In der Ausbildung von Ehrenamtlichen kommt der Bildungsaspekt auch noch einmal in anderer Form zum Tragen.

Verkündigen: Jugendgottesdienste, Andachten und auch hier die Arbeit mit Ehrenamtlichen stehen für die Verkündigung. Im Sinne Luthers „Das ganze Leben ist ein Gottesdienst“ sind aber besonders Diakoninnen und Diakone auch in Sachen Authentizität und Vorbild sein herausgefordert. Ob wir wollen oder nicht dient unser Leben und Arbeiten jungen Menschen als Orientierungspunkt. Wir sind damit bereits die „Ankermenschen“, die zum Beispiel von Beate Hofmann für die Zukunft der Kirche gefordert werden. Es liegt an uns, dies verantwortlich zu gestalten.

Besondere Möglichkeiten liegen auch in Sportangeboten (spezielle Tradition des CVJM), wo der Sport mit der Verkündigung in untrennbarem Zusammenhang steht – und wenn es manchmal nur der reflektierte faire Umgang mit dem Gegner ist oder die Integration sportlich hoffnungslos unbegabter Kinder ist.

Unterstützen: Gemeindliche Jugendarbeit wird an vielen Stellen durch die kommunal und vom Land NRW geförderte Offene Kinder- und Jugendarbeit refinanziert. Dieser

Arbeitsbereich spielt also an vielen Orten eine entscheidende Rolle. Staatliche Refinanzierung verpflichtet aber auch zu einer ideellen Neutralität, was im Bereich der Verkündigung einiges nicht zulässt.

Daher ist das Unterstützen besonders im Offenen Bereich der Teil der KdE, auf die wir dringend angewiesen sind. Ganz im Sinne von „Unser Tun soll sprechen“ können wir manchmal nur so die frohe Botschaft verkündigen: Elterncafé mit informeller Beratung, Mittagessenausgabe in der OT mit dem, was in der Ganztagschule übrig geblieben ist, eine Kleiderkammer aus vergessenen Kleidungsstücken, ein verlässlicher Ort für Kinder mit einem „unsicheren“ Zuhause oder zum Deutschlernen, eine multikulturelle und multireligiöse Mädchengruppe mit dem Namen „Die Engel“, die ihrem Namen auch Ehre machen will und sich kleine soziale Projekte ausdenkt, um das Umfeld ein Stückchen besser zu machen. Das alles ist Alltags-Diakonie und Alltags-Gottesdienst.

Die Herausforderungen aus meiner Sicht:

- Selbst sprachfähig sein in Lebens- und Glaubensfragen,
- mit eigenen Zweifeln klarkommen,
- authentisch sein,
- die Fragen der Kinder und Jugendlichen ernst zu nehmen,
- theologisieren und philosophieren ohne zu indoktrinieren,
- Situationen fördern, in denen dies möglich ist, zeitgemäße Formen finden,
- Relevanz und Resonanz schaffen,
- Ehrenamtliche finden und bei der Stange zu halten, in der praktischen Arbeit genauso wie in den Leitungsgremien,
- Gelder aquirieren und geschickt und nachhaltig einzusetzen,
- sich selbst gut behandeln, weiterbilden, diakonische Haltung entwickeln und – im wahrsten Sinne des Wortes – beGEISTerungsfähig bleiben.

Und – und damit komme ich auf das Motto des heutigen Tages zu sprechen – die Zeit. Wer von uns wünscht sich nicht einen Zeitverdoppler, um die Dinge, für die man brennt und in denen das Herzblut steckt auch machen zu können und nicht immer von dringenden Verwaltungsaufgaben, To-Do-Listen, Sitzungen, Projektanträgen und all den anderen Sachen, von denen jeder hier ein Lied singen kann, aufgefressen zu werden.

Eine gute Balance aller Interessen und Verpflichtungen aller Beteiligten ist die hohe Kunst unseres Diakon*innen-Daseins. Viele von uns leisten das jeden Tag mit Bravour. Die meisten von uns sehen sich aber auch immer wieder in der Gefahr des Scheiterns und nicht wenige scheitern auch. Die Selbst-Sorge wird tatsächlich ein immer dringenderes Thema unserer Berufsgruppe – nicht nur in der gemeindlichen Kinder- und Jugendarbeit.

Dies ist – zugegebenermaßen – die Perspektive und Realität von Jugendarbeit.

Für die anderen Arbeitsbereiche von Diakoninnen und Diakonen in Gemeinde fehlt mir die Erfahrung, darum möchte ich mir Worte leihen: Der Martineums-Diakon Wolfgang Boehnke hat mir vor einiger Zeit sein Vermächtnis geschrieben. Er hat sein ganzes Berufsleben in der Diakonie und auch in Gemeinde gearbeitet und die Verbindung dieser beiden „Gestalten von Kirche“ ist eines seiner Hauptanliegen. Zum Schluss meiner Erwiderung möchte ich darum aus seinem diakonischen Lebensfazit zitieren:

„Jesus in den Kranken‘ (Christo in aegrotis): So steht es in der Krankenhauskapelle des Ev. Krankenhauses in Witten. (...) Der Dienst am Kranken ist nicht nur eine Form der Barmherzigkeit, sondern die Chance, Gottes Nähe direkt zu erleben. Immer da, wo wir uns für andere, Benachteiligte einsetzen, wird Reich Gottes sichtbar und erlebbar. Das ist die wichtigste Aufgabe einer Gemeinde und gehört darum ganz in ihre Mitte. Diakonie am Rande der

Gemeinde ist immer vertane Chance für beide Seiten. Das, was wertvoll ist, gehört in die Mitte. Entsprechend häufig sollten sie auch (...) darin vorkommen. Keine Sonderangebote wie Arbeitslosenzentren oder Behindertenfreizeiten, sondern ganz selbst verständliches Hineinnehmen in die üblichen Aktivitäten der Gemeinde. Nur so kann man aufzeigen, welche Möglichkeiten wir haben, Glauben erlebbar zu machen.

Es gilt, Menschen zu gewinnen, die diese Erlebnisreise antreten wollen. Sie ausrüsten mit dem nötigen Werkzeug und sie begleiten. Wichtig wird die Betrachtung des Erlebten auf dem biblischen Hintergrund (...). Die theologische Reflexion ist Kraftquelle in jedem diakonischen Handeln. Wissen, warum und für wen man es tut, gibt Kraft, es wieder, anders und besser zu probieren.

Das Erlebte in die Gemeinde zu stellen heißt, die Mitarbeiter/innen im Gottesdienst von ihren Glaubenserlebnissen erzählen lassen. Teilhaben lassen kann zu Neugierde und Entdeckungslust bei anderen führen. Vor allem aber können die Mitarbeiter/innen erleben, dass ihr Tun für die Gemeinde eine hohe Bedeutung hat. Wenn die mit dabei sind, die Hilfe erhalten haben, wird die Vereinsamung, die oft durch Leid entsteht, überwunden. Die Verbindung zu schaffen zwischen diakonischem Handeln und Verkündigung im Gottesdienst der Gemeinde, sehe ich als Aufgabe der Diakone.“

Dem kann ich mich nur anschließen.

3.3.3 ... aus dem Sozialraum (Diakonin Heike Spielmann, Haus Nazareth)

Ich arbeite als Diakonin bei der Diakonie Mark-Ruhr in Hagen und bin unter anderem tätig in der Funktion der Integrationsagentur. Integrationsagenturen sind eine Spezialität des Landes NRW. Ihr Auftrag ist eine systematische und abgestimmte Integrationsarbeit zwischen Kommunen, Freien Trägern der Integrationsarbeit und dem Land NRW. Das heißt in meiner Tätigkeit geht es in erster Linie nicht um die Arbeit mit einzelnen Menschen, sondern der Sozialraum ist der Fokus meiner Tätigkeit. Dabei ist es mir wichtig, den Sozialraum wie einen Organismus zu begreifen, der komplex und vielschichtig ist. Er wird gebildet aus politischen und gesetzlichen Rahmenbedingungen und deren Umsetzung im konkreten Gemeinwesen. Und von den Menschen, die ihn bewohnen, deren Zuhause er ist. Menschen in jedem Alter, jedem Bildungsstand, jeder sozialen Schicht und Lebenslage, Familien in jeder möglichen Ausprägung, Alleinlebende, Wohngemeinschaften und Menschen, die in Institutionen wie Pflegeheimen, betreutem Wohnen etc. leben. In Problemimmobilien, Eigenheimen oder Wohnungen. Und von den im Sozialraum ansässigen Gewerbetreibenden und Dienstleistern, den Kirchengemeinden, den Vereinen, vom Sportverein über den Computerclub, den Kleingärtnerverein und die Freiwillige Feuerwehr bis zum Moscheeverein, von den Kindertagesstätten und Schulen, von den freien Initiativen und Kulturtreffpunkten, von den Angeboten freier Träger und kommunaler Träger wie Seniorentreffpunkte, offene Jugendarbeit, Kulturinitiativen und vieles mehr.

Dies ist nur ein kurzer Blick auf die Komplexität, die einen solchen Sozialraum, Quartier oder Gemeinwesen prägt. Auch wenn in erster Linie, wie oben gesagt, nicht der einzelne Mensch im Fokus ist, so prägen doch Menschen diesen Sozialraum, sie leben, lernen, arbeiten, leiden, freuen

sich, sie versuchen, miteinander auszukommen, haben Streit miteinander, schließen Bündnisse und nehmen gemeinsame Ziele in Angriff.

Wie gestalte ich als Diakonin diese Aufgabe?

Erstens: Es beginnt und endet aus meiner Überzeugung immer mit der Haltung und dem persönlichen Blick auf die Menschen. Dieser Blick ist theologisch geprägt von der Ebenbildlichkeit Gottes, die jedem Menschen Würde zumisst unabhängig von Herkunft, Schicht, Alter, Bildung und anderen Merkmalen. Und von der Menschenfreundlichkeit Gottes, die – wie ich es mir vorstelle – mit einem wertschätzenden und humorvollen Blick auf die Menschen schaut, wie sie sich mühen in ihrem Leben und daraus etwas machen wollen. Und vom Blick der diakonischen Beauftragung her, auch den Stummen, den Vergessenen und Zukurzgekommenen zu ihrem Recht und Platz im Gemeinwesen zu verhelfen.

Zweitens: Arbeit im Sozialraum vollzieht sich in Netzwerken, Gruppen, Gremien, Ausschüssen, Presbyteriumssitzungen, Lenkungsgruppen von Stadtteilinitiativen, Bürgerversammlungen. Dort wird viel geredet und es ist wichtig zuzuhören, zu verstehen versuchen, was den Einzelnen und was die unterschiedlichen Gruppen bewegt, antreibt, ärgert und besorgt. Als Diakonin verstehe ich mich als Brückenbauerin, als Diplomatin, als Verständigung Suchende und Vermittlerin. Dies verstehe ich auch als meine Aufgabe in den Gremien, in denen ich sitze. Dort das zu sagen, was ich verstanden habe von dem, was im Sozialraum gerade passiert, welche Menschen und Gruppen ihn prägen und wie sich zum Beispiel politische Entscheidungen auf die Menschen vor Ort auswirken, welche anderen Lösungsmöglichkeiten es für anstehende Fragen und Problem geben könnte, was die Betroffenen im Quartier dazu sagen. Und ich habe einen besonderen Blick darauf, wie es den Ausgegrenzten im Sozialraum geht, denen, die vermeintlich nicht so richtig dazugehören, die von Sprache

und Aussehen offensichtlich „fremd“ sind, deren öffentlicher Treffpunkt zum Beispiel der überdachte Fußgängertunnel ist, wo sie mit der Bierflasche stehen. Oder auf der anderen Seite die alt gewordenen Menschen, die sich abends im Dunkeln nicht mehr rausbewegen und denen ihr Quartier fremd geworden ist.

Es ist wichtig, Orte zu identifizieren, offizielle und inoffizielle Treffpunkte, wo die Menschen im Quartier sich begegnen. Und zu sehen, welche Menschen im Quartier sich nicht treffen, sondern sich nur kritisch beäugen und nicht den Weg finden, miteinander zu reden statt übereinander.

Um diese Erkenntnisse in Gremien einzubringen, brauche ich viele Gespräche mit einzelnen Bewohnerinnen des Quartiers, mit Gewerbetreibenden, den Bezirkspolizisten, mit den Mitgliedern eines muslimischen Kulturvereins und den Besucherinnen der offenen Tür und den Besucherinnen der Frauenhilfe.

Drittens: Für diese Arbeit brauche ich Verbündete. Deshalb ist die Netzwerkarbeit und –pflege das wichtigste Instrument bei dieser Tätigkeit: Arbeit in den offiziellen Netzwerken, in denen ich mich als Mitglied einbringe. Und die inoffiziellen Verbindungen, die Kontakte zu Kollegen und Kolleginnen anderer Verbände, die Kontakte zu Ankerfiguren in unterschiedlichen Herkunfts-Communities. Zu wissen, wer sich wo engagiert und warum, was den Einzelnen antreibt, wo unsere gemeinsamen Interessen und Ziele sind, wo wir uns finden und verbünden können, um gemeinsam etwas im Sozialraum zu gestalten. Im besten Fall sind dies die Kirchengemeinden und ihre Mitglieder, ihre Mitarbeitenden wie Diakon*innen und Pfarrer*innen, sie sind geborene Verbündete für ein gut funktionierendes Miteinander im Sozialraum. Gerade in den Jahren 2015–17, in der Bewältigung der Aufnahme der vielen Geflüchteten, haben sich aus meiner Sicht und Erfahrung diese Bündnisse als besonders stark und tragend erwiesen.

Was braucht es für diese Art diakonischer Arbeit aus meiner Sicht außer den schon genannten Faktoren?

Zeit und Achtsamkeit. Da die Zeit immer zu knapp bemessen scheint angesichts der Fülle von Themen und Aufgaben, von interessanten Prozessen und wichtigen Gremien, ist es wichtig, achtsam mit mir und meinen Ressourcen umzugehen. Meine Ziele klar zu identifizieren und mich nicht zu verzetteln. Innehalten, durchatmen, nachdenken, zuhören und dann erst agieren.

Und es braucht Rückendeckung vom Arbeitgeber – bei mir dem Dienstgeber Diakonie Mark-Ruhr –, damit ich mich auch in konflikthafter Prozessen parteilich für die Menschen einsetzen kann, denen unser diakonischer Auftrag gilt. Dies ist nicht immer einfach, gerade angesichts der Tatsache, dass die Diakonie einerseits Aufträge entgegennimmt, für die sie und damit ihre Mitarbeitende bezahlt werden und sich andererseits auch manchmal kritisch positionieren muss zu kommunalen Entscheidungen. Da ist Rückversicherung, Aushandeln und reflektiertes, aber nicht beliebiges und gefälliges Agieren gefragt.

Dass ich Diakonin bin, erlebe ich als Unabhängigkeit. Es gibt für mich neben den finanziellen, weltanschaulichen, verwaltungstechnischen, selbstverständlichen, vordergründigen Aspekten den Blick auf die Menschenwürde, die von Gott her verliehen ist. Dies befreit mich dazu, die Menschen, mit denen ich es zu tun habe zu respektieren, zu fördern und mich mit ihnen auch von Fall zu Fall respektvoll zu streiten.

4. Exemplarisches Ergebnis aus den Workshops

Diakon Thomas Roth, Diakonin Kathrin Sundermeier (Nazareth)

Workshop: „Was heißt hier eigentlich diakonisch?“ – Zeit für den Dialog mit kirchenfernen Kolleg*innen

These: Das Thema „Was heißt hier eigentlich diakonisch?“ muss man zumuten! Weil... es eine Bringschuld für Einrichtungen aufgrund der EKD-Loyalitätsrichtlinie gibt, es eine Selbstverpflichtung für Diakon*innen aufgrund ihres Berufsprofils gibt, darüber ins Gespräch zu kommen, was uns antreibt, was unsere Hoffnung ist, wie wir uns als Diakon*innen und unseren diakonischen Auftrag verstehen, es sich auch in der Rückschau von kirchenfernen Kolleg*innen lohnt, diese Frage zu beantworten.

Erfahrungen aufgrund von Dozent*innentätigkeiten in

- Veranstaltungen für neue Mitarbeitende zum Thema Diakonie bei diakonischen Trägern
- Inhouseseminaren zu theologisch-diakonischen Themen in Einrichtungen Bethels und bei anderen diakonischen Trägern
- Seminaren des sog. „Basiskurses Diakonie“ der Evangelischen Bildungsstätte an verschiedenen Standorten Bethels, insbesondere im Raum Berlin/Brandenburg

Die teilnehmenden kirchenfernen Kolleg*innen bewerten es am Ende eines Seminars positiv, sich Zeit für den Austausch über „diakonisches Handeln“ zu nehmen, wenn/weil...

- der Bezug zum eigenen Alltag immer direkt deutlich wird
- es Raum für Fragen und Zweifel gibt, Vorbehalte angesprochen werden können
- wir das Dunkel dessen, was diakonisch ist, gemeinsam lichten

- sie mit dem gefragt sind, für welche Werte und Haltung sie stehen
- sie Parallelen entdecken zwischen eigenen und christlichen Werten/Haltungen
- Widersprüche/Diskrepanzen zwischen diakonischem Anspruch und Rahmenbedingungen/Alltag angesprochen werden dürfen
- sie Empowerment erleben, Diskrepanzen ebenso wie positive Erkenntnisse auch im eigenen Arbeitskontext zu benennen, zentrale/gute/kreative Lösungen/Erkenntnisse
- Diakonin/Diakon sein als Angebot verstehen: persönlich ankommen und authentisch sein können, bewirkt nach außen strahlen zu können
- Einen Fundus an Gesprächsmöglichkeiten anbieten und sich den Gesprächen und Fragen nach Diakonie zwischen Tür und Angel stellen
- Befähigung Räume zu schaffen, um sich für den Dialog öffnen zu können
- sich auf diakonische Haltung/diakonische Handlungen ansprechen/lassen
- über christliche Werte bei der Einarbeitung neuer Mitarbeitender bewusst sprechen
- Der Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit nicht ausweichen
- Die Bedeutung von Raum- und Ritualgestaltung zum Thema machen, den Titel Diakonin/Diakon offen führen (erkennbar sein, auch auf Namens- und Türschild sowie der Signatur)

Wünsche an die Kirchenleitung:

- Kirche unterstützt die Anstellung von Diakoninnen und Diakonen als ebensolche in der Diakonie
- Sie unterstützt die berufliche Begleitung der Berufsgruppen in Kirche und Diakonie und deren Teilhabe in kirchlichen Gremien und Entscheidungsprozessen
- Kirche unterstützt diakonische Ausbildungen und Gemeinschaften

5. Stimmen und Stimmungen

Der gemeinsame Tag mit Präses Annette Kurschus, der Kirchenleitung und den drei Diakonischen Gemeinschaften zeigte, dass der unmittelbare Kontakt und das gegenseitige Wahrnehmen wichtig ist und gut funktioniert. Die anspruchsvollen Fachvorträge des Vormittags und die praxisbezogenen Workshops des Nachmittags haben sich ergänzt und so die Breite und die Verknüpfung diakonischen Denkens und Handelns deutlich gemacht.

Die Planung des Tages geschah auf Augenhöhe. Präses Kurschus hat die Begegnung initiiert, aber die Gestaltung den Gemeinschaften überlassen. Die Beteiligung der drei Gemeinschaften am Inhalt, Titel und Tagesablauf hat sowohl bei der Planung, als auch in der Umsetzung dazu beigetragen, dass die Begegnung der verschiedenen Ebenen möglich wurde und die jeweiligen Anliegen

sich trafen. Das war ein neues Niveau, auf dem die Landeskirche und die Gemeinschaften miteinander unterwegs waren und hatte zahlreiche Aspekte von Multi- und Interprofessionalität.

Die Gemeinschaften sind dankbar, dass die Einladung der Berufsgruppe als 2. Westfälische Diakon*innentag möglich war.

Der Impuls von Präses Kurschus am Ende des Tages, dass nun die Berufsgruppen miteinander ins Gespräch kommen würden, wird begrüßt und unterstützt.

Die Diakonischen Gemeinschaften möchten unabhängig davon im Gespräch mit der Präses, der Kirchenleitung und dem Landeskirchenamt bleiben.

Aus der Arbeitsgruppe Diakonische Gemeinschaft und Landeskirchenamt

„Die zurückliegende Begegnung der Berufsgruppe der Diakoninnen und Diakone mit der Präses, Mitgliedern der Kirchenleitung und der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe hat ein neues Kapitel eröffnet im Austausch von Kirche, Diakonie und dieser besonderen Berufsgruppe, die ein kirchliches Amt bekleidet. Die Präses bezog sich mehrfach auf die Brückenbauerfunktionen dieser Berufsgruppe, deren Kompetenz in zunehmend offenen Strukturen zwischen Kirche und Diakonie besonders wichtig sei. Dieser Tag gab in Zeiten großer Veränderungsdynamiken wichtige Impulse der beruflichen Ausrichtung von Diakoninnen und Diakonen auf die Kirche, ihre Diakonie und die vernetzte Arbeit in diesen Strukturen.“

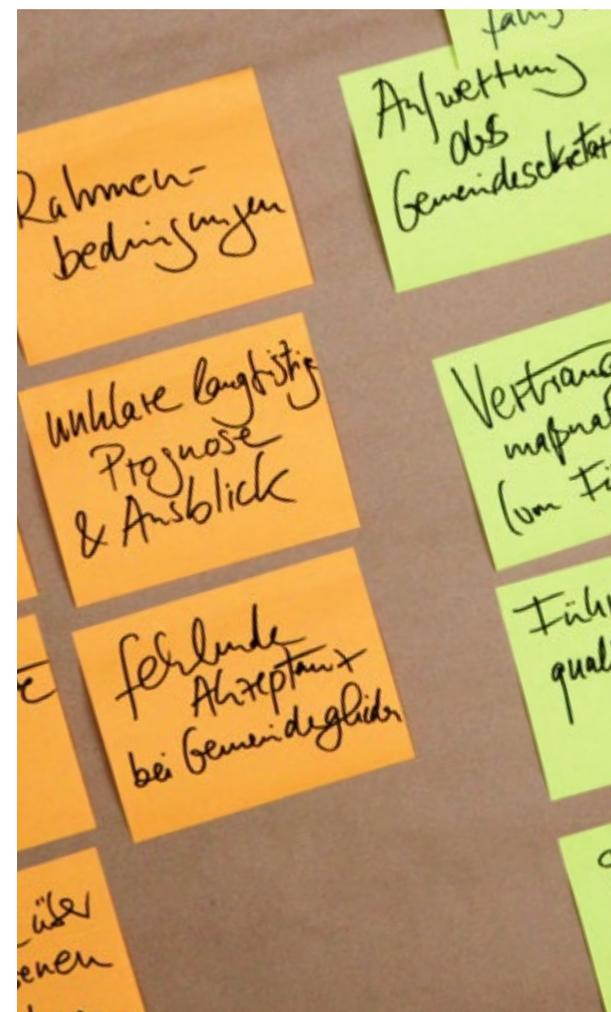
*Wolfgang Roos-Pfeiffer,
Sprecher der AG Diakonische Gemeinschaften in Westfalen*



Ein ganzer Tag für die Verwaltung

Inhalt

1. Bericht	26
2. Programm	27
3. Statements und Stimmungen	27



1. Bericht

Präses Kurschus trifft Verwaltungsmitarbeitende im Bielefelder Astoria-Theater

Kirche als Arbeitgeber attraktiv machen

Wenn rund achtzig Verwaltungsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter aus ganz Westfalen für einen Tag ihre Schreibtische verlassen und sich auf den Weg in ein Bielefelder Puppentheater machen, dann nicht, um die Puppen tanzen zu sehen, sondern weil sie die Chance haben, sich gemeinsam mit Präses Annette Kurschus über zentrale Themen und Herausforderungen ihres Berufsfeldes auszutauschen.

Nach Begrüßung und Andacht diskutieren sie in fünf Gruppen über die Themen „Zusammenarbeit und Vernetzung“, „Gesundheit“, „Arbeitsbedingungen und Arbeitsorganisation“, „Personalplanung und -entwicklung“ sowie „Kirche im Rückbau“. Dabei wird schon an den ersten Äußerungen deutlich, dass es hier nicht um Lochen, Knicken, Heften oder andere klischeebehafteten Verwaltungstätigkeiten geht, sondern um das, was den Mitarbeitenden wirklich unter den Nägeln brennt.

Allen voran wird die zunehmende Arbeitsverdichtung thematisiert, die besonders auf Ebene der Gemeinden spürbar sei. In Zeiten von Fusionen und multiplen Veränderungsprozessen (Petrus, NKF, einheitliche IT) stießen immer mehr Mitarbeitende in der Verwaltung an ihre Grenzen. Aufgaben seien oft nicht klar genug verteilt, es fehle Zeit für die Menschen. „Ich liebe meinen Job“, bringt es eine Teilnehmerin auf den Punkt, „aber ich habe keine Chance, in Ruhe alles abzuarbeiten.“

„Das presbyterial-synodale System ist für die Verwaltung eine Katastrophe“, nimmt eine andere Teilnehmerin kein Blatt vor den Mund. Dieses System sei in der heutigen Zeit nicht lebbar, Mitarbeitende würden unnötig verbrannt. Fazit: „Wir sparen uns zu Tode.“ In mehreren Arbeitsgruppen wird eine Professionalisierung der Leitung gefordert. Presbyterinnen und Presbyter hätten ebenso wie Pfarrerinnen und Pfarrer noch viel zu lernen, vor allem aber Personalführung.

„Wir benötigen einheitliche Lösungen für die Herausforderungen vor Ort, die oft identisch sind“, fordert eine Teilnehmerin. „Und zentrale Schulungen“, ergänzt ihre Nachbarin. Kirchengemeinden würden mitunter im Stich gelassen, auch vom Landeskirchenamt, etwa wenn Programme fehlerhaft seien. Hier fehle es auch an transparenter Kommunikation.

In der Gruppe „Personalplanung und -entwicklung“ ist derweil bereits die Zukunft der Kirche im Blick. „Wir müssen Zeit und Geld in Auszubildende investieren und sie durch die Ausbildung für den Arbeitgeber Kirche begeistern“, unterstreicht ein Teilnehmer. Führungskräfte sollten regelmäßig geschult werden. Und überhaupt: Kirche müsse als Arbeitgeber attraktiver werden.

Bereits in ihrer Andacht hatte sich die Präses direkt an die Verwaltungsmitarbeitenden und gegen den oft gehörten Vorwurf gewandt, ihre Tätigkeiten seien nicht „das Eigentliche“, würden dem „Eigentlichen“ oft im Weg stehen oder sogar vom „Eigentlichen“ abhalten. Kurschus: „Sie tragen zu einer gut gestalteten Zukunft der Kirche eine Menge bei. Ohne Ihre Kompetenzen wären wir als Pfarrerinnen und Pfarrer verloren. Als Bischöfe und Präses erst recht. Unsere Institution Kirche könnte nicht funktionieren ohne Sie.“

In der kirchlichen Verwaltung brauche es Mitarbeitende, so Kurschus weiter, die „Gott liebhaben – und die Menschen. Keine Anstrengung darf uns zu mühsam sein; kein Ablauf zu eintönig; kein Versuch zu gewagt; keine Mühe zu minderwertig – wenn dadurch Gottes Ehre unter die Menschen kommt. Das ist ein Anspruch, unter dem dürfen wir's nicht tun.“

Nach sechs Stunden Erzählen und gegenseitigem Zuhören sind die Moderationswände dicht mit bunten Zetteln beklebt. An diesem Tag haben nicht die Puppen (obwohl die nach der Mittagspause auch kurz aus der Kiste kamen), sondern die Verwaltungsmitarbeitenden ihre Bühne bekommen, haben der Präses ihre Sorgen und Ängste anvertraut. Wie hatte die leitende Theologin bereits zu Beginn der Veranstaltung gesagt: „Das hat dieses Theater auch noch nicht so oft erlebt.“

Das Treffen zwischen Verwaltungsmitarbeitenden und Präses Annette Kurschus wurde vom Vorstand des Westfälisch-Lippischen Verbandes der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im evangelisch-kirchlichen Verwaltungsdienst (WLV) vorbereitet und durchgeführt.



2. Programm

- 9.00 Uhr Ankommen der Teilnehmenden,
Begrüßungskaffee
- 9.30 Uhr **Beginn der Veranstaltung**
mit einer Andacht durch Präses Kurschus
- 10.00 Uhr **Impulsvortrag**
- 10.30 Uhr **Einführung in den Tag**
durch den Moderator
- 10.45 Uhr **Vorstellung der Themen
an den Thementischen**
durch die „Tisch-Moderatoren“
- 11.00 Uhr **Start mit der Gruppenarbeit
an den Thementischen**
Moderation je Tisch durch den WLV
mit Sicherung der Ergebnisse
auf Metaplanwänden
- Während der Gruppenarbeit wird Präses
Kurschus mit dem Moderator jeweils kurz
an den einzelnen Thementischen an der
Diskussion teilnehmen können**
- 12.15 Uhr **Nach Abschluss der Thementische
erfolgt eine erste kurze Bewertung**
durch den Moderator
- 12.30 Uhr Gemeinsames Mittagessen (Tischgebet)

- 13.15 Uhr **Puppenspiel**
- 14.15 Uhr **Vorstellung der Ergebnisse**
von den Thementischen
durch die „Tisch-Moderatoren“
und den Moderator
- Weitergabe der Impulse an Präses Kurschus
mit einer „Verabredung“ zur Weiterarbeit**
- 15.00 Uhr **Geistlicher Impuls**
- 15.15 Uhr Gemeinsames Kaffeetrinken
zum Abschluss der Veranstaltung



3. Statements und Stimmungen

„Was mich einerseits schockiert und andererseits erfreut hat, das war die Tatsache, dass alle Arbeitsgruppen dieselben Ursachen für die Missstände beim Arbeitgeber Kirche herausgearbeitet haben. Schockiert hat mich die alle Ebenen durchdringende Problematik von ungenügender Führungsqualität – gefreut hat mich die Eindeutigkeit dieser Ursache.“

„Frau Kurschus persönlich hat mich dadurch beeindruckt, dass sie in ihrer Abschlussrede die von uns erarbeiteten und offengelegten Probleme als sehr gravierend anerkannt hat! Sie hat mich beeindruckt, weil sie nicht versucht hat, diese mit salbungsvollen Worten zu „relativieren“ – im Gegenteil: sie hat sich für unsere schonungslose Aufrichtigkeit bedankt! Das macht sie für uns Mitarbeiter glaubhaft und vertrauenswürdig!“

„Positiv sehe ich, dass ein reger Austausch in den Arbeitsgruppen untereinander stattgefunden hat und kein „Blatt vor den Mund“ genommen wurde. Dass das Ergebnis auch noch in jeder Gruppe das gleiche war, ohne sich vorher abgesprochen zu haben, zeigt, wie sehr sich jeder mit seinem Job identifiziert. Jeder kämpft mit den gleichen Problemen etc. in seinem Arbeitsbereich und nutzte diese Diskussion, seinen Arbeitsplatz noch besser zu gestalten. Denn wer sich einsetzt, um seinen Bereich zu optimieren, ist für Veränderungen offen und lässt keine Gleichgültigkeit zu. Es sollten für die Zukunft tatsächlich mehrere dieser ‚Austauschtage‘ stattfinden, damit man miteinander weiterkommt und nicht stehenbleibt. Wir alle sind ein Team und sollten auch so miteinander umgehen und in die gleiche Richtung rudern.“

„Was hat mich bewegt: ganz klar, die Präses. Ich mag diese ruhige Art, mit den ausgewählten Texten hat sie mich erreicht, ich denke, sie hat den Überblick und hat

verstanden, was in ihrem Laden nicht stimmt. Sehr schön war ihr Statement zum Schluss, und das Versprechen, dass sich was ändern wird, ich bin gespannt. ... Das Fazit aus dem Tag ist für mich die Erkenntnis, dass es mir und meiner Kollegin in unserer Gemeinde wirklich super gut geht. Wir haben ein engagiertes Presbyterium, die auch ihre Aufgaben wahrnehmen und das auch können. Wir haben Pfarnerinnen, die zwar jede ihre Art haben, aber grundsätzlich zu allem gesprächsbereit sind. Wir haben gut ausgestattete Büros und werden wertgeschätzt, im Gegensatz zu vielen anderen.“

„Ich selber hatte mich für den Thementisch „Personalplanung/ -entwicklung und Ausbildung“ entschieden und fand mich dort auch gut aufgehoben. Gut, aber auch gleichzeitig erschreckend, war für mich die Erkenntnis, dass nicht nur unser Kreiskirchenamt Probleme mit Leitung hat (fehlende Schulungen hinsichtlich Mitarbeiterführung) und keine Personalplanung/ -entwicklung stattfindet, sondern andernorts die gleichen Probleme vorhanden sind.“

„Ebenso unschön ist meiner Meinung nach, dass Kirche insgesamt wenig ausbildet, zum Teil vermutlich begründet in der mangelnden Nachfrage. An dieser Stelle sollte vielleicht überlegt werden, wie dieser Sektor attraktiver gestaltet werden kann, aber auch zukunftsorientiert, das heißt, was passiert nach der Ausbildung. Zurzeit sieht es scheinbar so aus, dass billigend in Kauf genommen wird, dass die Auszubildenden noch während ihrer Ausbildung bessere Jobangebote (zum Beispiel im öffentlichen Dienst) erhalten und deshalb der Kirche als Arbeitgeber den Rücken kehren.“

„Die offenen Worte und die schonungslose Darstellung durch die Teilnehmenden hat die Präses aufmerksam und nachdenklich zur Kenntnis genommen. Diese Offenheit

der Teilnehmenden hat zu einer ebenso offenen Schlussrede der Präses geführt, so dass die Teilnehmenden sich wahrgenommen und wertgeschätzt fühlen konnten.

Die Probleme der Teilnehmenden entstehen durch

- oftmals fehlende Wertschätzung,
- ebenso fehlende Führungskompetenz,
- hohe Arbeitsverdichtung,
- streichen von Stellen oder Stundenkürzungen,
- Vereinigung von Kirchenkreisen und Gemeinden,
- fehlende Schulungen,
- Mitarbeitende und Führungskräfte, die in ihrem Aufgabengebiet nicht über genügend Fachwissen verfügen,
- keine einheitlichen Arbeitsvorgänge,
- schlechte IT-Ausstattung,
- Kompetenzgerangel,
- sowie oftmals überforderte Presbyterien.

Die Behebung der erkannten Probleme sollte zügig angegangen werden, um die vorhandenen Fachkräfte zum Beispiel durch verbesserte Arbeitsbedingungen und Schulungen für Führungskräfte zu halten. Alle Maßnahmen dienen letztlich auch zur Erhaltung der Gesundheit der Mitarbeiter.“ (Hans Ulrich Krause, Westfälisch Lippischer Verband der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im evangelisch-kirchlichen Verwaltungsdienst, WLW, Mitglied im vkm rwl)

„Wir brauchen Sie in unserer Kirche!“

Inhalt

1. Bericht	30
2. Programm	31
3. Inhalt und Statements	32
4. Stimmen und Stimmungen	35



1. Bericht

Präses Kurschus im Gespräch mit Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen

„Wir brauchen Sie in unserer Kirche!“

„Wir brauchen Sie in unserer Kirche!“ Daran lässt Präses Annette Kurschus beim Treffen mit rund 100 Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen am 21. Februar 2019 im Dortmunder Reinoldinum keinen Zweifel.

Nach intensiven Gesprächsrunden mit Pfarrerinnen und Pfarrern sucht die leitende Theologin der westfälischen Landeskirche jetzt den Austausch mit Vertreterinnen und Vertretern der anderen kirchlichen Berufsgruppen. Sie will aufmerksam zuhören, Hoffnungen und Erwartungen wahrnehmen, offen über Probleme diskutieren, gemeinsam Zukunftsperspektiven entwickeln.

Das Motto des Tages – „Eine Kirche für viele“ – griff Kurschus auch in ihrem geistlichen Impuls zu Psalm 23 („Der Herr ist mein Hirte“) auf: „Mit den Vielen kommen Sie als Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen unmittelbarer in Kontakt als ich. In der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, in der Erwachsenenbildung, in der Qualifikation Ehrenamtlicher – um nur einige Ihrer Berufsfelder zu nennen – sind Sie ganz nah dran an den unterschiedlichsten Menschen, an deren Lebensgeschichten und Lebensthemen, an deren Freuden und Ängsten.“ Und wie oft seien sie dabei nicht selbst schon zu so einer Art gutem Hirten oder guter Hirtin geworden: „Wenn Sie andere Menschen auf ihren Alltagswegen begleiten – auf grünen Auen und durch finstere Täler hindurch. Wenn Sie anderen den Tisch decken, weil der Kühlschrank daheim schon wieder nichts zu bieten hat. Wenn Sie zuhören, weil das sonst niemand macht.“ Durch sie hätten unzählige



Jugendliche gespürt, was es heißen könne: Du bist bei mir! Du streichst mein Haupt mit Öl“. Etwa, wenn man vor Liebeskummer vergehe, wenn zu Hause der Hausseggen schief hänge, wenn man ausgerechnet mit der besten Freundin verkracht sei oder sich mit dem Zeugnis nicht nach Hause traue. Präses Annette Kurschus schätzt die Arbeit der Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen mit „der Breite Ihres Berufsbildes, mit Ihren unterschiedlichen Spezialausbildungen und Kompetenzen. Sie haben eigene Möglichkeiten, überraschende und erstaunliche Zugänge zu öffnen. Mit Ihrer Kreativität, die auf unterschiedlichste

Weise das scheinbar Fremde und Abständige nah bringt und vertraut macht. Mit Formen und Methoden, die zu neuen Erfahrungen einladen.“

Erik Flügge: Eine Kirche für viele

Für neue Formen und Methoden in der Kirche plädiert auch Erik Flügge. Allerdings viel radikaler. Der 32-jährige Politikberater und Autor, der als Impulsgeber eingeladen war, bezeichnet sich selbst als „Enfant terrible“ der katholischen Kirche und „Deutschlands bekanntesten Pöbler, was Kirchensprache angeht“. Die Bücher „Der Jargon der Betroffenheit: Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“ (2016) und „Eine Kirche für viele statt heiligem Rest“ (2018) stammen aus seiner Feder. Für ihn tut sich die evangelische Kirche unter allen Großinstitutionen am schwersten mit der Mitgliederbindung. Nur drei Prozent der Protestanten, so Flügge, seien regelmäßige Gottesdienstbesucher. Sein Rat: Professionalisierung der Beziehungsarbeit. Zum Beispiel durch direkte Kontaktaufnahme und Hausbesuche. Oder „mobile Seelsorgebeziehungen“, wie Flügge sie nennt. Darunter versteht er die „Bildung von Weggemeinschaften und ortsunabhängigen Kirchengemeinden“, die mit ihren Mitgliedern digital vernetzt sind und sie langfristig seelsorgerlich begleiten. Dazu müssten vorhandene Ressourcen – Menschen und Finanzen – allerdings effektiver genutzt werden.

Gewünscht: Klares Bekenntnis zur Dienstgemeinschaft

Bei diversen „Table-Talks“ in Kleingruppen, an denen sich auch die Kirchenleitungsmitglieder Ute Kerlen, Christa Kronshage und Dr. Manfred Scholle beteiligten, in den Pausen, auf Stellwänden und beim großen Abschluss-Plenum gab es Zeit und Gelegenheit zum direkten Austausch. Ein Thema, das viele Hauptamtliche bewegt, sind berufliche Entwicklungsmöglichkeiten und Einsatzfelder

außerhalb der Kinder- und Jugendarbeit – vor allem für älter werdende Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen. Eine große Rolle spielten die Frage nach einem gleichberechtigten „kollegialen Miteinander auf Augenhöhe“ in multiprofessionellen Teams und der Wunsch nach einem „klaren Bekenntnis der Kirchenleitung zur Dienstgemeinschaft“, das heißt einem ausgewogeneren Verhältnis von Pfarramt und anderen Berufsgruppen, von Beamten und Angestellten.

Hintergrund

In der Evangelischen Kirche von Westfalen (EKvW) arbeiten derzeit insgesamt rund 600 Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen – etwa 85 Prozent von ihnen in der Kinder- und Jugendarbeit: für Kirchengemeinden (45 Prozent), in Kirchenkreisen (39 Prozent) und auf landeskirchlicher Ebene bei Ämtern, Werken und Verbänden (16 Prozent). Die anderen 15 Prozent sind in der Leitung und Geschäftsführung von Arbeitsbereichen, Erwachsenenbildungsarbeit, Gemeinde- und Organisationsentwicklung, Gemeindemanagement, Familienarbeit, Seniorenarbeit, Frauen- und Männerarbeit, Öffentlichkeitsarbeit oder interprofessionellen Teams im Einsatz. Landeskirchlicher VSBMO-Beauftragter und damit Ansprechpartner im Landeskirchenamt für Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen ist Frank Fischer. Er hatte den Tag auch federführend vorbereitet – gemeinsam mit Knut Grünheit, Geschäftsführer im Amt für Jugendarbeit, Sebastian Richter, Vorsitzender der Ev. Landesarbeitsgemeinschaft der offenen Türen (ELAGOT), und Dietrich Schneider, Vorsitzender des Berufsverbandes Gemeindepädagogik Westfalen-Lippe e.V. (BVG).

2. Programm

- 9.30 Uhr Ankommen und Stehkafee
Marion Schüßler
- 10.00 Uhr Kurze Einführung zum Tisch-Talk
- Tisch-Talk 1: Gegenseitige Begrüßung und kurze Vorstellung: Name, Einzigartigkeit, Gedanke zum Thema**
Frank Fischer
- 10.15 Uhr Musik/Singen: Und ein neuer Morgen (KTL 12)
Frank Ronge
- 10.20 Uhr **Begrüßung/Impuls**
Präses Annette Kurschus
- 10.30 Uhr Musik/Singen: Trommle mein Herz
Frank Ronge
- 10.35 Uhr **Begrüßung und Vorstellen des Programms, Methoden und Vorbereitungsrunde**
BVG ELAGOT AfJ und VSBMO-Beauftragter
- Wer ist da? Präses, Kirchenleitung (Wer konkret?), Öffentlichkeitsarbeit LKA
Dietrich Schneider
- 10.40 Uhr **Flügge Szenario: Simulation**
Erik Flügge
- 11.40 Uhr **Tisch-Talk 2: Rückblick Simulation – Was bedeutet das für kirchenleitendes Handeln?**
Frank Fischer, Erik Flügge

- 12.00 Uhr Mittagessen
- Musik/Singen: Sanftmut den Männern, Großmut den Frauen
Frank Ronge
- 13.15 Uhr **Vortrag: Eine Kirche für Viele**
Erik Flügge
- 14.15 Uhr **Tisch-Talk 3: Chance / Möglichkeit / Herausforderung für unser Berufsbild / Arbeitsfeld / Kirche insgesamt**
Knut Grünheit
- 14.45 Uhr **Abschluss / Resümee**
Präses Annette Kurschus
- Eingehen auf eigene Eindrücke und gegebenenfalls auf SMS Fragen, Eindrücke der Teilnehmer antworten
Präses Annette Kurschus, Frank Fischer
- 15.00 Uhr Musik/Singen: Gottes guter Segen sei mit Euch
Frank Ronge
- 15.05 Uhr **Tisch-Talk 4: Abschied am Tisch Was nehmen wir mit? Die Entdeckung des Tages**
Sebastian Richter
- 15.25 Uhr **Auf Wiedersehen Danke und Wort / Symbol für den Weg**
Präses Annette Kurschus, Frank Fischer

3. Inhalt und Statements

Die Einladung von Präses Kurschus an die Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen wurde an einen kleinen Arbeitskreis delegiert, in dem der Berufsverband Gemeindepädagogik (BVG), die Evangelische Landesarbeitsgemeinschaft Offene Türen NRW (ELAGOT), das Amt für Jugendarbeit und das Landeskirchenamt gemeinsam die Planung des Tages erarbeiteten.

Die erste Runde in den 10 Kleingruppen (alle in einem Raum mit je einem Vertreter der Kirchenleitung, des Landeskirchenamtes oder des Amtes für Jugendarbeit) fand unter der Überschrift „Persönliches und Erwartungen“ statt.

Hier einige Stimmen des Tages:

- Gespannt auf den Tag
- Wir sind interessiert am Austausch untereinander und mit der Präses
- Vielfalt des Berufsbildes sollte deutlich werden, auch oder gerade, weil die Mehrheit der Kolleg*innen in der Kinder- und Jugendarbeit tätig sind.
- Ich wünsche mir, dass deutlich wird, dass wir eine Kirche für viele Professionen sind
- Networking ist immer gut
- Toll, dass die Präses sich Zeit nimmt, ich hoffe, meine Fragen und Gedanken loswerden zu können
- Ich fühle mich durch die Einladung wertgeschätzt
- Ich hoffe auf echte Gespräche ohne Worthülsen

In der zweiten Runde ging es um den Austausch zur Simulation von Erik Flügge zur Demografie in Gesellschaft und damit auch in Kirche.

Dazu O-Töne zum Inhalt:

- Gut in der Simulation zu sehen, war die Tatsache, dass wir weniger werden, weil weniger Menschen geboren werden. Das ließ sich am Beispiel der Kinder- und Jugendarbeit verdeutlichen. Was bedeutet es auch für die Erwachsenen?
- Mit wem können wir als Gemeindepädagog*innen ins Gespräch kommen, um die Folgen von Demografie auf die Arbeit in den Gemeinden und Kirchenkreisen zu gestalten?
- Wie kommt unser gemeindepädagogischer Blick auf Kirche an die Kirchenleitung?
- Was muss getan werden, um Veränderungen in unserer Kirche anzustoßen?
- Müssen wir nicht in unserer Berufsgruppe auch mehr mit Familien arbeiten?
- Weniger Menschen, weniger Personal: Wie plant die Kirchenleitung eine Personalsicherung?
- Beziehungsarbeit ist für uns nicht neu, sondern Kern unserer Arbeit.
- Es tut gut zu hören, dass es ganz logisch ist, dass manches weniger wird (Gruppenteilnehmer*innen...), weil es weniger Kinder und Jugendliche gibt, um die viele werben.
- Im Geflecht der Möglichkeiten, das Kinder und Jugendliche heute nutzen, können auch die besten Strategien scheitern, weil die Zielgruppe zu wenig Zeit hat.

O-Töne zur Methode:

- Was hat die Simulation mit dem Gespräch mit der Präses zu tun?
- Unterhaltsame Methode
- Nicht soooo neue Erkenntnisse, aber schön, es mal so greifbar präsentiert zu bekommen
- Wie repräsentativ ist das? Es wirkt eher abstrakt und konstruiert
- Gibt es auch Erkenntnisse für den großstädtischen Bereich? Die Gemengelage ist hier doch noch mal anders
- Mich entlastet es, dass die Demografie so ist und tatsächlich weniger kommen, weil sie nicht geboren sind und nicht, weil ich schlechte Arbeit mache.

O-Töne Resümee:

- Das Engagement in unserer Kirche ist hoch – nach wie vor! Das können wir nutzen.
- Unsere Strategien, (junge) Menschen zu erreichen, sind nicht immer die besten. Wir brauchen Strategieveränderung und Entwicklung (Fresh X, neue Gemeindeformen...).
- Anderen Vereinen etc. geht es auch nicht besser! Damit können wir konstruktiv umgehen (Kooperationen, Netzwerk...).



Die dritte Gesprächsrunde bezog sich auf den Vortrag von Erik Flügge – Eine Kirche für Viele: 90 Prozent der Kirchenmitglieder nehmen nicht am Gemeindeleben teil. Sie zählen nur für den Rest. Kann das wirklich die Idee einer Kirche sein? Wer zahlt, schafft an. Heißt es. Nur in der Kirche nicht. Ein Fakt, der Kirche ad absurdum führt. Von dieser Diagnose ausgehend zeigte Erik Flügge, messerscharf und provokativ, Konsequenzen auf:

- Was hat Kirche zu sagen? Und wenn sie nichts zu sagen hat, dann darf sie sich nicht hinter Floskeln verstecken.
- Wie gelingt Begegnung? Besuch der 90 %, die nicht in der Gemeinde auftauchen. Wir haben bessere Bedingungen und Motive als die Zeugen Jehovas – warum nutzen wir sie nicht?
- Seelsorge und Digitalisierung. Was könnte Seelsorge im Zeitalter von moderner Kommunikation über Seelsorgebezirke hinaus an Verbindungen zu Kirchenmitgliedern lebendig erhalten?
- Macht Euch nichts vor – der Gottesdienst ist tot.

„Es geht um eine Kirche, die 90 Prozent ihrer gesamten zur Verfügung stehenden Mittel für die 90 Prozent ihrer Mitglieder aufwendet, die heute nicht am Gemeindeleben teilnehmen. Die 10 Prozent, die heute alles bekommen, sollen in dieser Kirche den Anteil haben, der ihnen entspricht: ein Zehntel vom Ganzen. Das wäre eine Kirche, die wirklich hinausgeht zu den Vielen, statt nur darüber zu reden. Obwohl das Geld anders verteilt wird, soll es in dieser »Kirche der Vielen« um das Thema Glaube gehen und auch darum, Menschen in allen möglichen Lebenslagen beizustehen. Es geht also nicht um eine Kirche, die sich als reiner Dienstleister versteht, sondern um eine Kirche, die all ihre Mittel und Kraft darauf verwendet, den Glauben ihrer Mitglieder zu stärken“, so Flügge.

O-Töne zum Inhalt des Vortrags:

- Das Thema macht deutlich – hier sind alle Berufsgruppen und Ehrenamtlichen gefragt. Wo findet ein Dialog zwischen den Berufsgruppen statt?
- Der Vortrag wäre was für die Synode
- Wie kann angesichts dieses Themas gelebte Gemeindepädagogik aussehen?
- Herr Flügge hat uns richtig wachgerüttelt und ich fand ihn gut.
- Ohne Provokation ändert sich nichts – das war positive Provokation.
- Das, was zu Gottesdiensten gesagt wurde, stimmt in meiner Gemeinde zum Glück nicht.
- Das Konzept der lebenslangen Seelsorgebeziehungen ist für mich nicht gut durchdacht.
- Wie können wir Seelsorgebeziehungen über Seelsorgebezirke hinaus organisieren?
- Haustürmission, nein danke!
- Besuchsgruppen – eine geniale Idee. Wie organisieren wir Besuchsdienste für Mitglieder vor dem Ruhestand?
- Beziehungspflege ist schon unser Alltag in der Jugendarbeit – das können wir auch für Erwachsene.
- Wir haben als Gemeindepädagogen etwas zu sagen und bringen es auch ein.
- Mobile Seelsorge – Super Ansatz.
- Lebenslange Seelsorgebeziehung hat auch Schwächen
- Evangelische Kirche ist eine gute Organisation, um Ansätze für Viele zu entwickeln.
- Sehr frech!
- Natürlich überzogen und sehr zugespitzt, aber im Kern ist was dran.
- Ja, wir brauchen neue Wege und Formen!
- Es ist gut, auch mal was radikal infrage zu stellen!
- Was, wenn ich „meinen Pfarrer“ blöd finde? Oder er kurz nach meiner Konfirmation in den Ruhestand geht oder stirbt? Kann man lebenslange Seelsorgebeziehungen weitergeben/vererben?

- Was, wenn ich spontan persönlich Kontakt brauche (Krankheit, Trauerfall, Krise oder ähnliches), meine Vertrauensperson aber 600 km weit weg wohnt?
- Heißt das, dass für meine Familie dann 4 verschiedene Personen zuständig sind? Ist das sinnvoll? Wer traut uns, wer tauft die Kinder? usw.
- Und im Falle des Todes meiner Eltern: Mein Seelsorger kennt die dann ja evtl. gar nicht. Wie persönlich wird dann die Trauerfeier für mich?
- Und wer macht die? Mamas Seelsorger? Papas? Meiner? Alle zusammen?
- Beziehungsarbeit ist wichtig, aber das ist nicht neu!
- Ich habe gestern ein bisschen zu dem Flügge geogogelt und mich auf den Tag heute gefreut. Er hat was zu sagen.
- Wir müssen mehr an die Familien ran! Da, wo es noch intakte Familienbezüge gibt, sind sie ein guter Anknüpfungspunkt. Netzwerke zwischen den Familien stärken auch die einzelnen Familien – da können wir mit unserem generationsübergreifenden Ansatz wirklich was bewirken.
- Gar keine Gottesdienste mehr zu feiern, ist Unsinn! Dass der Sonntagmorgengottesdienst nicht das Zentrum der Gemeinde ist, ist doch seit Jahrzehnten bekannt.
- Darüber nachzudenken, wie viele Ressourcen dort versenkt werden, ist sinnvoll.
- Ich finde unterschiedliche Gottesdienst-Formen für verschiedene Zielgruppen unproblematisch. Müssen wir immer alle unter einen Deckel kriegen? Warum?
- Es tut sich nichts bei Kirche.

Es gab auch Stimmen, die sich über die Einladung und den Vortrag von Herrn Flügge geärgert haben.

- Den Weg heute hätte ich mir sparen können.
- Er hat nichts Neues gesagt, vieles machen wir schon.
- Ich verstehe nicht, was das mit dem Präsesgespräch zu tun hat.
- Herr Flügge kennt scheinbar nur schwarz und weiß.
- Polemisch, zu pointiert.

In der vierten und letzten Gesprächsrunde war die Frage: Was ist die Entdeckung des Tages?

- Beziehungsarbeit ist und bleibt das Wichtigste
- Woanders läuft es auch nicht gut
- Interessant und gut, dass es einen neuen Zuschnitt des Personaldezernats geben soll, dem auch die Gemeindepädagog*innen zugeordnet werden.
- Wohin gehen die Strukturen? Nicht Hierarchie, sondern Team ist gewünscht.
- Ein Austausch mit den Theolog*innen wäre toll.
- Wenn zu einem gemeindepädagogischen Austausch eingeladen wird, geht es nur um Jugendarbeit – was ist mit anderen Berufsfeldern? Ich vermisse den Blick auf andere Arbeitsbereiche und in die Zukunft!
- Wir können mehr als Jugendarbeit, bieten andere Zugänge zu Verkündigung und Gemeindeleben, DAS muss endlich verstanden werden!
- Wir dürfen in der Beziehungsarbeit nicht nachlassen!
- Gar nicht so einfach, wenn Stellenzuschnitte immer „abenteuerlicher“ werden
- Interessanter Input heute, regt zum Nachdenken an.
- Frau Kurschus interessiert sich für uns!

Zum guten Schluss: Fragen an Präses Kurschus

Die letzte Runde im Plenum lässt sich in den folgenden Überschriften zusammenfassen:

- Interprofessionelle Teamarbeit in den Kirchengemeinden und Kirchenkreisen.
- Es braucht eine stärkere landeskirchliche Begleitung bei ihrer Konstituierung.
- Es wird auf ein „Hierarchie-Problem“ aufmerksam gemacht. Einerseits sollen die – Teamplayer auf Augenhöhe arbeiten, andererseits sind Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen bei der Kirchengemeinde angestellt und bleiben damit (de jure und gefühlt) abhängig.
- Überdies besteht ein erhebliches Gefälle im Bereich der Besoldung/Entlohnung.
- Es wird die mangelnde Teamfähigkeit von Pfarrerrinnen und Pfarrern bemängelt. „Das müsste Teil der Ausbildung sein!“
- Es wird angefragt, ob die Kirchengemeinde tatsächlich die richtige Anstellungsebene für Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen ist. „Sollte das nicht eher der Kirchenkreis sein?“
- Die Stellenbefristungen in den Interprofessionellen Teams auf fünf Jahre werden bemängelt. Wir haben Fachkräftemangel in allen Bereichen. Es braucht mehr Planungssicherheit für die Gemeindepädagog*innen und auch für die Träger.

Arbeitsbedingungen von Gemeindepädagog*innen

- Die Möglichkeiten von Fort- und Weiterbildung sollten erweitert werden.
- Was ist, wenn ich mit Anfang 50 die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen „nicht mehr kann und will“?
- Presbyterinnen und Presbyter nehmen die Arbeit von Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen nicht wirklich wahr. „Man wird einmal im Jahr ins Presbyterium eingeladen, 30 Minuten und niemand hört wirklich zu. Wir haben keine Möglichkeit, unsere Vision von Kirche zu präsentieren, geschweige denn gemeinsam zu entwickeln.“

Rollenbild von Gemeindepädagog*innen

- „Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen können mehr!“ Es wird auf die Reduzierung ihres Dienstes auf die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen hingewiesen. Das Rollenbild, insbesondere in den Köpfen der Pfarrerrinnen und Pfarrer, muss sich ändern.
- Während in der Vergangenheit viele Stellen, die Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen ausfüllen könnten, mit Pfarrer*innen besetzt wurden, werden künftig die entsprechenden Aufgaben (wieder) von Gemeindepädagog*innen ausgefüllt werden. Dazu braucht es entsprechende Rahmenbedingungen (Struktur, Sitz in Leitungsgremien, Gehalt...).
- Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen bringen neben pädagogischen auch theologische Fähigkeiten mit und wollen mit dieser Expertise wahrgenommen werden. Wenn das Spektrum der Ausbildung nicht hinreichend abgerufen wird, führt dieses verständlicherweise zu Unzufriedenheit.

4. Stimmen und Stimmungen

Während des ganzen Tages konnten Rückmeldungen und Fragen auch schriftlich an Präses Kurschus gerichtet werden. Hier eine Zusammenfassung:

Konzept Landeskirche / Perspektiven / Personalentwicklungsstrukturen (für älter werdende Gemeindepädagog*innen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen)

Es braucht Steuerungsgruppe, in Kirchenkreisen und Landeskirchenamt für Personalentwicklung aller Berufsgruppen!	
Es ist eine Beteiligung von Gemeindepädagog*innen an Konzeptentwicklung nötig	
Es braucht eine Stellenplanung / Stellen für Gemeindepädagog*innen	
Anerkennung der Ausbildungen EKD-weit durchlässiger machen	
Weiterbildungen für Gemeindepädagogen verstärken	
Es gibt / braucht mehr Arbeitsfelder als Jugendarbeit	
Wir haben und brauchen Ressourcen für Beziehungsarbeit (auch technisch – App)	
Finanzierung von Stellen für Gemeindepädagog*innen	
Bitte ermöglicht das Sabbatjahr für alle Berufsgruppen	
Begleitung bei Berufsstartern verbessern	
Mehr (gegenseitige) Wertschätzung der Berufsgruppe(n)	
Dauerbefristungen bei Stellen mit Zuschüssen / Vertretungen	

Konzeptentwicklung von Teamarbeit in interprofessionellen Teams und Gemeindegemeinschaft / Richtiger Weg, weiter ausbauen (Bekenntnis der KL für DienstGEMEINSCHAFT)

Beteiligung von Gemeindepädagog*innen an Leitungshandeln (Presbyterium, KSV, LKA) Augenhöhe	
Begleitung Teams / Organisationsentwicklung für Teams (Mehr Ressourcen im LKA!)	

Höhere Eingruppierung Gemeindepädagog*innen in interprofessionellen Teams 

Gemeindepädagog*innen als Prädikanten mit Dienstanweisung sind nicht ehrenamtlich – deutlichere Klärung 

Zusammenarbeit organisieren (gemeinsame Konvente /Dienstbesprechungen /Gaben- und Kompetenzorientierung) 

Berufsbild schärfen (keine Hilfsarbeiter) Verkündigung, Seelsorge /Generationsübergreifende Arbeit 

Kirche und Gemeinde neu denken /entwickeln /Mut für neue Wege..... 

Ausbildung der beiden Berufsgruppen Gemeindepädagog*innen und Pfarrer*innen verbinden..... 

Presbyteriales System überdenken – zu wenig Visionen 

Danke an Präses Kurschus und Kirchenleitung – bitte wiederholen 

Aussagen zu Erik Flügge

Verallgemeinerungen 

Kann er auch zu Pfarrern und Gemeinde /Kirchenkreisleitung sprechen? Insbesondere Szenario /Zusammenarbeit Gemeinden in Region 

Was ist unser Beitrag und was muss Kirchenleitung tun? 

Wie können wir Kirche verändern? Wie können wir uns daran beteiligen? Wo haben wir die Möglichkeit, mit Sitz und Stimme an Veränderungen mitzuwirken? 

Tagungsdidaktik und Inhalt.....

Modernere Lieder, nicht zielgruppenorientiert 

andere Erwartungen 

Es gab insgesamt 128 schriftliche Aussagen bei den etwas über 100 Rückmeldungen

„Sie tragen Verantwortung für Gottes Wohnungen“

Inhalt

1. Bericht	38
2. Programm	39
3. Themen und Statements	40
Thema: „Bewegte Lebensläufe in dieser Berufsgruppe“	40
Thema: „Das Berufsbild“	40
Thema: „Berufliche Situation“	41
Thema: „Wünsche“	41
4. Stimmen und Stimmungen	42



1. Bericht

Präses Kurschus traf sich mit Küster*innen und Hausmeister*innen

Sie tragen Verantwortung für Gottes Wohnungen

Mit großer Leidenschaft und Freude sind die meisten dabei. Sie lieben ihren Beruf – und gerade deshalb fordern sie: Wir brauchen mehr Qualifikation, Fort- und Weiterbildung. Doch die Plätze in Küsterlehrgängen, –seminaren und Rüstzeiten sind knapp, die Wartezeiten sind lang. Oft zu lang. Deutlich und einhellig war diese Botschaft vom Thementag „Küsterinnen und Küster, Hausmeisterinnen und Hausmeister“.

Mit rund 70 Personen dieser Berufe traf sich Präses Annette Kurschus in Dortmund, um über die Schönheiten und Möglichkeiten des Küsterdienstes zu sprechen. Dabei wurden klare Erwartungen formuliert, und auch Probleme wurden offen benannt.

Sie kämpfen für ihren Beruf, und dabei nehmen sie kein Blatt vor den Mund, was die leitende Theologin ausdrücklich würdigte. Der Thementag brachte einige Herausforderungen. Dass die Zahl der Lehrgänge und Seminare zu gering ist – dieser Missstand geht auf das Konto der Landeskirche. Dass aber ungeachtet dessen viele Küsterinnen und auch Hausmeister nicht daran teilnehmen, weil es ihr Arbeitgeber nicht genehmigt, fällt in die Verantwortung des zuständigen Presbyteriums. Eine Küsterin erzählte nicht ohne Bitterkeit, sie habe das gegen massiven Widerstand „durchgeboxt“. Und manche Kollegen nahmen sich für den Lehrgang sogar Urlaub, wurde berichtet.

Dabei sind diese Seminare aus mehreren Gründen unverzichtbar. Küster ist kein Ausbildungsberuf, sondern baut in der Regel auf einem erlernten Handwerk auf. „Es hat eine Menge mit Ihnen zu tun, ob sich die Menschen in Gottes Wohnungen wohlfühlen und gerne dorthin kommen“, sagte Präses Annette Kurschus in ihrer Predigt zu Psalm 84 im Eröffnungsgottesdienst. Und weil zu diesem besonderen Berufsbild eben nicht nur Putzen und Rasenmähen gehören, bedarf es einer besonderen Schulung. „Ich fühlte mich als Berufseinsteigerin ins kalte Wasser geschmissen“, sagte eine Küsterin. Mit dieser Erfahrung war sie nicht allein. Nicht zu unterschätzen ist außerdem die Stärkung der Persönlichkeit durch Aus- und Fortbildung. Ein Teilnehmer brachte es auf den Punkt: „Um in der Dienstgemeinschaft selbstbewusst aufzutreten, ist die Ausbildung ein Muss.“ Und nicht zuletzt geht es auch ums Geld: Wer einen Küsterlehrgang absolvierte, hat Anspruch auf ein höheres Gehalt.

Ein Küster kann nur so gut sein wie die Informationen, die er bekommt

Doch nicht nur Qualifikation, sondern auch Information wurde immer wieder als Voraussetzung für den Küsterdienst angemahnt. „Ein Küster kann nur so gut sein wie die Informationen, die er bekommt“, hieß es. Das betrifft nicht nur die Arbeit selbst – wenn erst fünf Minuten vor Beginn des Gottesdienstes mitgeteilt wird, welche Lieder gesungen werden, kann auch der Schnellste die Nummern nicht mehr in die Liedtafeln stecken. Information ist auch notwendig über die Bedingungen, unter denen die Arbeit getan wird. Wer klärt eine Küsterin über ihre Rechte auf? Wer antwortet auf arbeitsrechtliche Fragen? Hier kommt die Evangelische Küstervereinigung Westfalen-Lippe ins Spiel – ein Argument, Mitglied zu werden. Zugleich ist diese berufsständische Organisation auch Ansprechpartner für die Landeskirche, wie Vicco von Bülow als zuständiger Landeskirchenrat sagte.



„Darf ich Nein sagen?“

Und wenn ein Küster dann sein Recht kennt, ist es noch lange nicht sicher, dass er es auch bekommt. „Darf ich Nein sagen? Darf ich auf meinem Recht beharren, oder ist dann der Betriebsfrieden gefährdet – und vielleicht auch meine Stelle?“, fragte ein Teilnehmer. Rechtliche Fragen brechen meistens dann auf, wenn die Aufgaben nicht klar beschrieben sind. Und wenn unklar ist, wer gegenüber dem Küster eigentlich weisungsbefugt ist. Solcher Mangel an Klarheit, der sich unter anderem in vagen Dienstanweisungen zeigt, betreffe auch andere kirchliche Berufe, räumte Präses Kurschus ein: „An dieser Stelle muss manches professioneller werden.“

Küster können ihre Arbeitszeit sehr frei einteilen. Diese Freiheit ist zugleich eine große Herausforderung. „Unser Dienst hat keine Grenzen“, brachte eine Teilnehmerin die Sache auf den Punkt. Der Beruf ist außerdem vielseitig: Er umfasst praktische Tätigkeiten und die Mitwirkung am Gottesdienst ebenso wie den Umgang mit Menschen. „Sie sind diejenigen, die alle Stimmungen als erste abfangen“, sagte die Präses: „Wenn etwas nicht klappt, beschweren sich die Leute oft zuerst bei Ihnen, bevor sie den Pfarrer ansprechen.“

Beziehungsarbeit in der Gemeinde

Auch sonst ist der Küster oder die Küsterin oft eine bekannte Person in der Gemeinde, mit der man gerne ein paar Worte wechselt und der auch Sorgen und Nöte anvertraut werden. „Beziehungsarbeit in der Gemeinde“, nannte das ein Küster. Und ein Kollege berichtete: „Als ich anfang, sagte mir der Pfarrer: Zehn Prozent Ihrer Arbeit ist Quatschen.“ Das war durchaus positiv gemeint, markiert aber natürlich die Schwierigkeit, das festgelegte Stundenkontingent einzuhalten. Diese Seite beschrieb eine

Küsterin, die um Kirche und Gemeindehaus nur noch zu Zeiten fegt, wenn keine Leute unterwegs sind, weil sie keine Zeit für ein Schwätzchen hat.

Der Übergang zum Ehrenamt kann da leicht verschwimmen. Im Verhältnis zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen lauern ohnehin gerade beim Küsterberuf Konflikte. In manchen Gemeinden haben Ehrenamtliche den Küsterdienst übernommen. Aber: „So unverzichtbar die Ehrenamtlichen sind: Ehrenamt darf das Hauptamt nicht verdrängen“, warnte die Präses. Vielmehr brauchen Ehrenamtliche Begleitung durch Hauptamtliche. Das heißt: „Je mehr Ehrenamt, desto wichtiger wird das Hauptamt.“

Psalm 84: Berufshymne für Küster und Hausmeister

„Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!“ So beginnt der 84. Psalm, zu dem die Präses predigte. Eine Art Berufshymne für Küsterinnen und Küster, Hausmeisterinnen und Hausmeister sei dieses alte Gebet des Volkes Israel. Kirchen und Gemeindehäuser seien „Räume der Einkehr für uns alle auf dem Weg durchs Leben. Und für diese Räume – das ist auch eine hohe Ehre – sind Sie verantwortlich in Ihrem Amt“, sagte sie. Doch das Haus Gottes sei kein Ort zum Bleiben – und zwar nicht nur, weil der Küster irgendwann Feierabend hat, sondern weil das Evangelium, das sich im Gottesdienst ereignet, hinaus will zu den Benachteiligten, Notleidenden, Verzweifelten. Um ihretwillen dürfe man sich nicht in den Kirchenmauern verkriechen. „Mitten hinein in die Welt, zu den Menschen, führt uns das, was wir hier hören und erleben.“

2. Programm

- | | |
|-----------|--|
| 9.30 Uhr | Ankommen und Stehcafé |
| 10.00 Uhr | Gottesdienst
mit Superintendentin Heike Proske
(Dortmund) |
| 11.00 Uhr | Begrüßung und Impulse
mit Präses Dr. h. c. Annette Kurschus
und Küster Frank Schubert |
| 12.15 Uhr | Mittagessen |
| 13.45 Uhr | Gesprächsrunde in Gruppen |
| 14.40 Uhr | Auswertung der Gesprächsrunden |
| 15.20 Uhr | Kabarett mit Ulrike Böhmer |
| 16.00 Uhr | Abschluss und Reisesegen der Präses |

3. Themen und Statements

Thema: „Bewegte Lebensläufe in dieser Berufsgruppe“

Lebhafte Diskussion. Wir sind Menschen in der Öffentlichkeit und werden im Supermarkt angesprochen und bekommen Rückmeldungen auf die Predigt. Der Pfarrberuf ist geschützter, die Kommunikation untereinander ist wichtig, dafür sollte Zeit sein. Ich war früher im Einzelhandel, dort gab es das Motto „keine Grüppchen bilden, wirkt nicht gut“. Kommunikation ist aber wichtig. Bei der Gottesdienstvorbereitung sind die Abläufe des Anderen zu achten, auch hier wieder Kommunikation. Das Bild des Küsters wandelt sich. Ich habe eine dreiviertel Stelle, muss immer überlegen, was zuerst erledigt wird. Ich habe das Gefühl, als Eventmanager zu wirken. Es entwickelt sich die Kirche zu einem Wirtschaftsunternehmen, die Veränderung ist da! Der Gottesdienst wird zur Eventveranstaltung, das ist gut so! Wichtig ist neben der Vorbereitung und der Begleitung auch die Nachbearbeitung. Dafür benötigt die/der Küster*in Zeit. Am Sonntagmorgen die Information für die Liedzettel zu erhalten, ist zu spät. Es gibt zu viel Arbeit für zu wenige Leute. Wir rennen und kommen nicht an. Welches Bild von Kirche vertreten wir?

Der „Betriebsfrieden“ ist gestört. Es besteht auf Leitungsebene Unwissenheit. Am Anfang gab es eine Moderation. Mir wurde versehentlich der Arbeitszeitwertekatalog ausgehändigt und später kommentiert „sollten Sie nicht sehen“. Wichtig wäre eine Checkliste bei der Einstellung. Eine Stellenbewertung sollte innerhalb des ersten halben Jahres erfolgen. Beim Küsterwechsel erfolgt die Anlehnung an den Arbeitszeitwertekatalog, eine neue Berechnung sollte gemeinsam durchgegangen werden. Seitens der Landeskirche oder des Kirchenkreises sollten die Daten bei Neueinstellungen ausgehändigt werden. Es fehlen Fahrpläne zur Begleitung bei Einstellungen

und Informationen zu den Kontaktwegen zur Küstervereinigung und der Landeskirche. Der Küsterberuf ist kein „Lehrberuf“. Daher fehlen häufig praktische Anleitungen für den Dienst. Die Kommunikation ist auf allen Ebenen verbesserungswürdig. Mit Blick auf zukünftige Fusionen sollten schon jetzt die Vernetzungen zwischen den Gemeinden verbessert werden. Was macht ein Vertrauensküster/-in? Kann die Landeskirche die Rekrutierung und Begleitung von Vertrauensküstern unterstützen?

Thema: „Das Berufsbild“

Bildung ist sehr dringend erforderlich!

Die Arbeit nimmt rapide zu, aber es werden keine Mitarbeitenden eingestellt, die Überstunden wachsen stark an. Die Bereitschaft in der Berufsgruppe ist da, auch die Dienstgemeinschaft ist gut. Die Arbeit auf Augenhöhe wird als positiv bewertet. Auch die Wertschätzung der Arbeit ist gegeben.

Eine umfassende Ausbildung lohnt sich nicht für einen Arbeitsumfang von 10 Stunden pro Woche. Die Ausbildung muss eine Hinführung zum Amt leisten und zum Beispiel ein anderes Auftreten durch Vermittlung entsprechenden Rüstzeuges ermöglichen. Lehrgänge sind wichtig, um dem Berufsbild gerecht zu werden. Eine Küsterin mit Stundenumfang von 12 Stunden pro Woche wurde einfach in den Dienst neu „hineingeschmissen“. Eine Teilnehmerin beschreibt einen Teil ihres Dienstes als „Mama des Ehrenamtes“. Ein Standardpassus in Arbeitsverträgen fehlt dazu. Das Presbyterium wird als überfordert wahrgenommen, weil im Ehrenamt das Wissen oft nicht vorhanden ist. Auch hier springen die Meisten ins „kalte Wasser“. Vorinformationen sind wichtig. Bei absehbarem Eintritt in den Ruhestand sollte die Nachfolge zwei Monate „mitlaufen“ und auch einen Lehrgang bekommen. Junge Leute müssen in den Beruf „gelockt werden“, indem ihnen Hilfe angeboten wird, andernfalls kann die Generation junger Menschen nicht gewonnen werden. Kirchenkreise und die Landeskirche sollten die Kirchengemeinde flächendeckend in den Stand setzen, das sogenannte „Onboarding“ neuer



Mitarbeitender professionell wahrnehmen zu können. Der Presbyteriums vorsitzende sollte bei Neueinstellungen „Übergangsphasen einrichten“. Eine Mitarbeiterin findet die Arbeit gut, aber „bringe selbst das Geld mit“, weil beispielsweise Urlaub für Fortbildung nur gegen Widerstand „durchgeboxt werden kann“. Gemeindesekretärinnen und Küster/-innen und Hausmeister/-innen seien Anlaufstelle „für randvolle Menschen“, die ihre Probleme weitergeben möchten. Das Presbyterium wird im Handeln und Entscheiden, auch abhängig vom Wissen oder Nichtwissen, als willkürlich empfunden. Die, die zu sagen haben, sollten besser geschult werden. Dienstanweisungen werden oft als dehnbar wahrgenommen. Es fehlt ein Leitfaden. Ein Materialheft für Küsterinnen und Küster wird vermisst.

Thema: „Berufliche Situation“

- Die meisten Küster*innen und Hausmeister*innen arbeiten in Teilzeit.
- Unsere Aufgaben sind sehr vielseitig.
- Oft besteht ein angespanntes Verhältnis zwischen Pfarrer*in und Küster*in.
- Es stimmt mit der Kommunikation nicht, es finden keine Dienstbesprechungen statt, Lieder werden zu spät durchgegeben.
- Die Ist-Arbeitszeit ist zu knapp bemessen.
- Vieles wird vom / von der Küster*in ehrenamtlich gemacht, man erwartet, dass die Familie mitarbeitet.
- Es fehlt oft an Wertschätzung unserer Arbeit.
- Wir sind grenzenlos tätig (Frage: Wo endet Hauptamt und wo fängt Ehrenamt an?).
- Neue Küster*innen und Hausmeister*innen werden schlechter bezahlt.
- Schwierig, neue Ehrenamtliche zu gewinnen.
- Die Einarbeitung neuer Küster*innen fehlt oft.
- Was passiert mit den Küster*innen, wenn die Kirchen geschlossen werden?

Thema: „Wünsche“

- Rüstzeiten und Lehrgänge mit kürzeren Wartezeiten.
- Dienstliche Abgrenzung zwischen Haupt- und Ehrenamt.
- Welche Rolle spielt ein Küster, wenn immer mehr Aufgaben ans Ehrenamt übergeben werden?
- Wie können wir die laienhafte Wahrnehmung im Ehrenamt beheben?
- Ohne Ehrenamt ist unsere Arbeit in den Gemeinden nicht möglich.
- Wichtig ist, dass wir in unseren Gemeinden neue Ehrenamtliche gewinnen (es sind meistens Rentner, uns fehlen die jungen Menschen im Ehrenamt).
- Die Aufgabe des Küsters/der Küsterin ist, die Ehrenamtlichen zu begleiten, wo es nötig ist, sie zu unterstützen und richtig einzuarbeiten.
- Hauptamt ohne Ehrenamt ist nicht möglich!
- Ergänzungen der Beobachter – Zusammenhalt von Küster und Pfarrer: Die Augenhöhe stimmt nicht, man rauft sich, wenn es gut geht, zusammen.
- Der Berufstand sollte gewahrt werden.
- Sollte das Geld lieber für Gebäude oder Menschen ausgegeben werden?
- Ehrenamtliche machen dies freiwillig und möchten eher Spaß bei der Arbeit haben, nicht alle Tätigkeiten sind an das Ehrenamt übertragbar. In manchen Bereichen ist das Hauptamt unentbehrlich.
- Neue Küster*innen verdienen weniger („Armutsgrenze“).
- Es besteht ein Problem bei den Lehrgangskapazitäten.
- Im Zuge des Ruhestandes von langjährigen Mitarbeitenden sollte versucht werden, ein „Pool von Wissen zu halten“.

4. Stimmen und Stimmungen

Sicher kennen Sie auch das Sprichwort: Aller Anfang ist schwer. So oder so ähnlich kann man auch die Entwicklungs- und Planungsphase überschreiben, die dem Thementag „Küsterinnen und Küster, Hausmeisterinnen und Hausmeister“ mit der Präses unserer Landeskirche Präses Annette Kurschus in Dortmund am 7. März 2019 vorausging. Nach dem die Präses im letzten Jahr den Wunsch nach einem Gespräch mit den verschiedenen Berufsgruppen der Landeskirche ausgesprochen hatte, begannen, erst recht vage, die ersten Überlegungen und Planungen. Wir, die Küstervereinigung, waren von Beginn an mit in die Vorarbeiten eingebunden. Fragen wie: „Wer wird wie eingeladen?“ und „Wo soll das stattfinden?“ standen zunächst im Mittelpunkt, aber auch „Wie soll so ein Tag der Küster mit der Präses überhaupt gestaltet sein?“

Noch nie fand eine solche Veranstaltung statt. Darum konnte man auch auf keinerlei Erfahrungswerte zurückgreifen. Nach intensivem, manchmal auch anstrengendem Ideen- und Informationsaustausch, konnte dann die mit Spannung erwartete Veranstaltung in der Immanuelkirche der Elias-Gemeinde in Dortmund starten. Der Tag begann

mit einem Gottesdienst. [...] Die Präses sprach in ihrer Predigt über den Psalm 84. Dieses alte Gebet sei geradezu eine „Berufshymne“ für unsere Berufsgruppe. Nach dem Gottesdienst kamen wir nach zwei einleitenden Stellungnahmen von Frau Kurschus und Herrn Schubert, Küster in Paderborn, schnell ins Gespräch. In drei Gruppen berichteten die Kolleginnen und Kollegen, warum sie diesen Beruf gerne ausüben, über ihre tägliche Arbeit, aber auch über Hindernisse und negative Erfahrungen, über Lücken und wo sich Möglichkeiten einer besseren Zusammenarbeit aller in der Gemeinde aufzeigen. Zur Sprache kam die Ausbildung der Küsterinnen und Küster, ebenso die Rüstzeitarbeit sowie das Zusammenspiel von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern. Während der Mittagspause, beim Essen, setzte sich das Gespräch dann auch direkt und persönlich mit der Präses fort. Der ganze Tag wurde durch den Moderator, Herrn Neuhaus vom evangelischen Erwachsenenbildungswerk, begleitet und inhaltlich zusammengehalten. [...] Nach einem Reisesegen der Präses endete der Tag. Abschließend kann man wohl sagen, dass alle, die dabei waren, gehört wurden: mit ihren Fragen und Problemen, aber auch mit dem Ausdruck der Freude an ihrer Arbeit. [...]

Johannes Künzel



„Quo vadis musica sacra?“

Inhalt

1. Bericht	44
2. Programm	45
3. Inhalt und Statements	46



Berufsgruppengespräch der Präses Annette Kurschus mit den Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusikern der Ev. Kirche von Westfalen am 20. Mai 2019 in der Jugendkirche Hamm zum Thema „Quo vadis Musica Sacra – wie klingt Kirchenmusik morgen?“

Teilnehmende: Präses Annette Kurschus und Mitarbeitende, insgesamt 52 Kolleg*innen aus A-, B-, und C-Stellen, Studierende der Hochschule für Kirchenmusik Herford/Witten, Vertreter*innen der kirchenmusikalischen Werke und Verbände, Landeskirchenrat Dr. Vicco von Bülow, LKMD Harald Sieger, Jörg Spitzer und Prof. Dr. Harald Schröter-Wittke (Impulse)

1. Bericht

Thementag mit Präses Annette Kurschus über die Zukunft der Kirchenmusik

Musik spricht mehr Resonanzräume an als das Wort

„Die Welt kommt ohne unser musikalisches Gotteslob nicht aus, wenn die Hoffnung in ihr lebendig bleiben soll – und wenn wir alle gemeinsam den Mut zum beherzten Handeln behalten wollen.“ Davon ist Präses Annette Kurschus überzeugt.

Beim Thementag „Quo vadis musica sacra – wie klingt Kirchenmusik morgen?“ am 20. Mai 2019 in der Jugendkirche Hamm betonte sie die stilistische Vielfalt der Kirchenmusik und ihre ökumenische Weite: „Die Welt braucht das Singen und Musizieren der Kirche – ob auf evangelisch oder

katholisch, ob im neuen geistlichen Lied oder im Psalmen-gesang, ob zur Gitarre oder zur Orgel, ob vom Keyboard oder von Blechbläsern begleitet.“

Das Treffen, an dem rund einhundert haupt- und nebenamtliche Kirchenmusikerinnen und -musiker teilnahmen, beschloss eine Reihe von Begegnungstagen, an denen die leitende Theologin der Evangelischen Kirche von Westfalen mit Vertreter*innen kirchlicher Berufe zusammenkam.

Für Präses Kurschus ist die evangelische Kirche ohne Musik undenkbar. Dafür nannte sie auch theologische Gründe: In ihrer Vielstimmigkeit entspricht die Musik der Vielfalt evangelischen Lebens. Musik aktiviert viele und sorgt so für Teilhabe. Wer im Chor singt, lässt seine Stimme hören und hört zugleich auf andere – auch im Glauben verbinden sich aktive Verkündigung und Zuhören. Und: Nicht wenige Menschen, die der Kirche ansonsten fernstehen, singen in Chören geistliche Musik, nehmen also an der Verkündigung teil. „Wir sind eine Kirche der offenen Türen, und dafür steht die Kirchenmusik besonders“, sagte Annette Kurschus. „Musik spricht wesentlich mehr Resonanzräume im Menschen an als das Wort.“

Harald Schroeter-Wittke: Die Kirchenmusik der Zukunft ist Unterhaltungsmusik

Wie aber wird die Zukunft aussehen? Wie klingt Kirchenmusik morgen? Professor Dr. Harald Schroeter-Wittke lehrt Didaktik der Evangelischen Religionslehre am Institut für Evangelische Theologie der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn. „Die Kirchenmusik der Zukunft ist entweder Unterhaltungsmusik oder sie wird ungehört verhallen“, sagte er. Die Provokation dieser These wird etwas abgemildert, wenn man seiner Definition von „Unterhaltung“ folgt. Demnach ist Unterhaltung nutritiv (ernährend): Sie gewährt Unterhalt, sorgt also für das Lebensnotwendige. „Diese nährnde Unterhaltungsdimension von Kirchenmusik realisiert sich in ihrer Lebensweltorientierung.“ Unterhaltung ist außerdem kommunikativ, so Schroeter-Wittke. Damit meint er den Austausch auf Augenhöhe: „Kirchenmusik schafft eine Atmosphäre der Partnerschaft unter Gleichberechtigten.“ Und schließlich: Unterhaltung ist delectarisch, das heißt: „Sie macht Spaß. Sie amüsiert uns. Sie berührt uns. Sie ist rührend. Sie erheitert und erleichtert.“ Um all das zu erfüllen, muss Kirchenmusik gabenorientiert gestaltet



werden. Und weil nicht alle Menschen allseits musikalisch begabt sind, müssen die Anforderungen und Strukturen so beschaffen sein, dass die Musiker an ihrer Arbeit nicht den Spaß verlieren.

Gestaltungsräume und Kirchenkreise sollten kirchenmusikalische Gesamtkonzepte entwickeln, um für die jeweils zu den Gemeinden passende Musik zu sorgen. A-Musikerinnen und A-Musiker würden dann in Zukunft viel stärker zu Managern solcher gemeindekulturpädagogischer Strukturen werden, die für entsprechende Ausbildungs- und Fördermöglichkeiten sorgen.

Jörg Spitzer: Nutzen wir den Trend zum Rudelsingen!

Jörg Spitzer verantwortet bei der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) in Wuppertal den Arbeitsbereich Internationale Bildung in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Pop-Akademie Witten. In Zukunft, so glaubt er, wird die Musik in der Kirche „aktueller und facettenreicher“. Er ermutigte zu stilistischer Breite, denn Menschen und ihre musikalischen Sprachen und Erlebniswelten seien ernst zu

nehmen. Musik habe integrative und missionarische, auch milieuübergreifende Möglichkeiten, die genutzt werden sollten. Außerdem wird die Kirchenmusik der Zukunft partizipativer: „Menschen wollen singen und geben Geld dafür aus, mit anderen singen zu dürfen“, etwa Weihnachtslieder in einem Fußballstadion. „Nutzen wir den Trend zum Rudelsingen!“, appellierte Spitzer. Und schließlich wird die Musik in der Kirche „multikultureller“. Denn sie bringt Menschen in internationalen und interkulturellen Gruppen zusammen – eine Chance, gemeinsam musikalisch Kirche zu sein. So kann Gottesdienst zum Erlebnis werden: „Menschen werden Gottesdienste wieder als attraktiv empfinden, wenn sie das Wort Gottes nicht nur hören, sondern erleben können.“ Dazu gehört auch, Gottesdienste wirklich zu feiern, wie es im Eingangsvotum heißt: Wir feiern Gottesdienst im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Spitzer fragte kritisch: „Ist das, was dann abläuft, immer zutreffend mit dem Begriff des ‚Feierns‘ beschrieben?“ Er brachte den Begriff „Kirchenmusiker mit Feierkompetenz“ ins Spiel: „Wo Menschen zusammen feiern, werden andere Menschen aufmerksam und schließen sich gerne an.“

2. Programm

Tagesstruktur

9.30 Uhr	Ankommen und Stehcafé
10.00 Uhr	Begrüßung und Andacht mit Präses Annette Kurschus
10.30 Uhr	Impulse
11.30 Uhr	Gemeinsames Singen (Vorbereitung Evensong)
12.15 Uhr	Mittagessen
13.15 Uhr	Gesprächsrunde in Gruppen
14.30 Uhr	Auswertung der Gesprächsrunden
15.15 Uhr	Pause
15.30 Uhr	Feier eines Evensong
16.00 Uhr	Reisesegen der Präses



3. Inhalt und Statements

In vier Gesprächsgruppen wurde aus unterschiedlichen Blickwinkeln (Kirchenmusik in der Dienstgemeinschaft – Kirchenmusik in ihrer Vielfalt – Aus- und Fortbildungen für Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker – Kirchenmusik in der sich verändernden Gesellschaft) über die Zukunft der Kirchenmusik diskutiert.

- Das Miteinander von Theolog*innen und Kirchenmusiker*innen wird in einigen Gesprächen als positiv und kollegial charakterisiert, in anderen Zusammenhängen wird es als belastend wahrgenommen. Ein Agieren und Argumentieren auf Augenhöhe erweist sich mitunter als schwierig, weil Pfarrerinnen und Pfarrer in der Regel Dienstvorgesetzte sind. Um beiderseitig Wertschätzung und Verständnis zu fördern wird vorgeschlagen, gemeinsame Studienanteile zu installieren und / oder kirchenmusikalische Anteile in das Theologiestudium einfließen zu lassen (analog zu den theologischen Grundlagen, die im Kirchenmusikstudium gelehrt werden).
- Wichtige Kennzeichen der Aus- und Fortbildung sind Qualität und Vielfältigkeit. Um den Charakter des „Musik“-Studiums zu erhalten bzw. wiederzuerlangen, sollte darauf geachtet werden, dass zum Beispiel pädagogische und psychologische Elemente den Studienalltag nicht überfrachten. Möglicherweise können diese bei einem das Studium abschließenden mehrmonatigen Gemeindepraktikum (wie es in anderen Landeskirchen üblich ist) besser erfahren werden.

Die immer wieder aufkeimenden „Grabenkämpfe“ zwischen (einzelnen) Vertreter*innen der klassischen bzw. popularen Kirchenmusik müssen endlich beendet werden, wie es hieß. In diesem Zusammenhang wurde die Idee eines „Studium generale“ für die ersten Semester formuliert, an welches sich dann die Spezialisierung (Klassik oder Pop) anschließen kann.

Auch die C-Ausbildung müsse einen höheren Anteil popularmusikalischer Inhalte erhalten.

- Auch in Zukunft wird unsere Kirchenmusik durch eine große stilistische Vielfalt geprägt sein. Diese Vielfalt sollte sich im besten Fall auch in der Gottesdienstlandschaft widerspiegeln. Für die Kirchenmusiker*innen bedeutet dies, zunehmend eine hohe musikalische Toleranz aufzubringen und gleichzeitig eine hohe Authentizität zu bewahren. Es wird klar, dass nicht in jeder Gemeinde sämtliche musikalischen Genres in gleicher Qualität vorgehalten werden können. Insofern werden wir langfristig und notwendigerweise zunehmend Schwerpunkte setzen, die dann über die Gemeindegrenzen hinaus in die Regionen ausstrahlen.
- Aufgrund der Veränderungen im beruflichen und schulischen Umfeld ist im Allgemeinen ein Rückgang der Verbindlichkeit zu beobachten. Durch verschiedenartige besondere Gottesdienste und andere Angebote können nach wie vor viele Menschen erreicht werden. Das bedeutet jedoch auch für Kirchenmusiker*innen eine aufwendigere Vorbereitung. Zentren mit musikalischen Schwerpunkten könnten eine Lösung für unterschiedliche musikalische Bedürfnisse in Gottesdiensten sein.

Evangelische Kirche von Westfalen
Altstädter Kirchplatz 5
33602 Bielefeld

Telefon: 0521 594-0
E-Mail: info@evangelisch-in-westfalen.de

www.evangelisch-in-westfalen.de